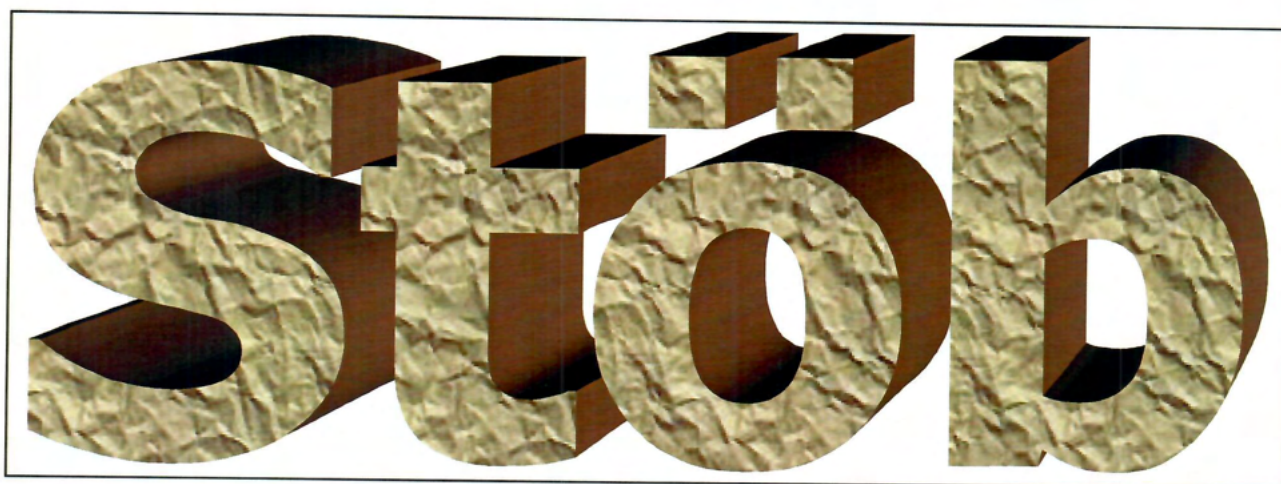


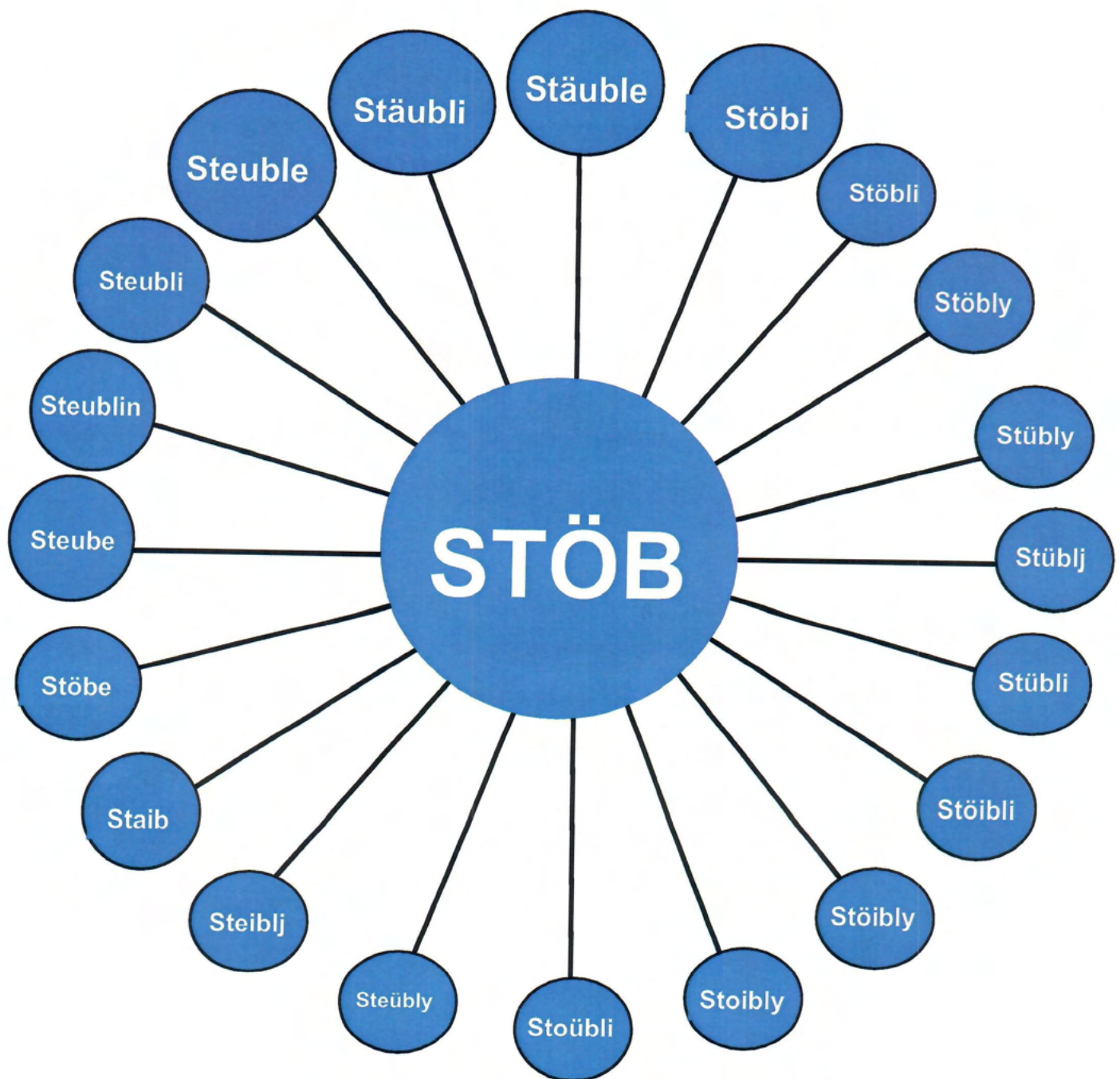


Woher ?

Wohin ?

ein Stäubli recherchiert.....

Hermann Stäubli, Winterthur



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	3
1. Kapitel Geografischer Rahmen	5
1.1 Vom Schwarzwald zum Bodensee	5
1.2 Grenze des Bistums Konstanz ums Jahr 1000	6
1.3 Erweiterung der Bistumsgrenze durch Kaiser Barbarossa im Jahre 1155	7
1.4 Im Egnach	8
1.5 Standort der Staubishub	9
2. Kapitel Geschichtlicher Rahmen	10
2.1 Die Parahistorizität der alemannischen Frühzeit	10
2.2 Der alemannische Stamm	11
2.3 Die Alemannenkriege	12
2.4 Der weitere Verlauf der Geschichte	13
3. Kapitel Namen	15
3.1 Genealogisches Dogma	15
3.2 Wie entstanden unsere Familiennamen?	15
3.3 Woher kommen die Stöb, Stöbe und Stöbi?	16
3.4 Vom Hof des „Stöb“ zur „Staubishub“	16
3.5 Aus den Stöb werden Stöbli	17
3.6 Eine „unbelegte“ Behauptung	18
3.7 Die Ausbreitung der Stöb und Stöbli in der Ostschweiz	19
3.8 Das „Ende“ der letzten Stöb	20
3.9 Was ist aber aus dem letzten Stöbi/Stöbli geworden?	21

4. Kapitel	Sippen, resp. Linien	22
4.1	Gebürtig von...	22
4.2	Die Steuble von Appenzell	22
4.3	Die Kirchberger Stäuble	24
4.4	Die Horgemer Linie	25
4.5	Die Sulzer Linie	26
4.6	Die Magdener Linie	27
4.7	Die Linie von Gachnang-Islikon	28
5. Kapitel	Wappen	29
5.1	Generelle Bemerkungen	29
5.2	„Stäubli - Heraldik“	29
5.3	Das Stäubli-Wappen von Horgen	30
5.4	Das Stäuble-Wappen von Sulz	32
5.5	Das Appenzeller Steuble-Wappen	33
5.6	Die beiden Thurgauer Stäubli-Wappen	33
5.7	Das Stäubli-Wappen von Magden	34
5.8	... und die Kirchberger Stäuble ?	35
6. Kapitel	Besondere Geschichten	36
6.1	Chronik über die Stäubli-Familien von Horgen	36
6.2	Cunrad Stöbli, ein Landjunker?	37
6.3	Der Fähnrich Hans Stäubli, Schneider, von Wängi	37
6.4	Der Geist im Wolfisgraben bei Leidikon	41
Nachwort:	Wo sind sie geblieben?	43
Archive - Literatur - Quellen		44

Vorwort

Vor rund 20 Jahren begann der am 21. Juli 1999 verstorbene Pfarrer Hermann Stäubli in Winterthur mit Nachforschungen über die Namensgebung seiner Familie. Es interessierte ihn dabei zu erfahren, woher die Stäubli-Familien stammen, wie ihr Name entstanden ist, wohin schliesslich all die verschiedenen „Stämme“ gezogen sind, kurz er wollte mehr über die GENEALOGIE seiner Familie erfahren.

GENEALOGIE (griech.) ist die Wissenschaft vom stammesmässigen Zusammenhang der Menschen in (bluts-) verwandtschaftlichen Gruppenbildungen. Die sammelnde Genealogie befasst sich mit den Abstammungsverhältnissen, der Familienforschung und der Stammeskunde und hat ihr Ziel im Urkundenbuch, in Tafeln (Ahnentafeln, Stammestafeln). Die darstellende Genealogie verfolgt die Entwicklung der Familien in ihrer biologischen und rechtlichen Beziehung, in Familienchroniken etc.

Bei seinen Recherchen besuchte Hermann Stäubli-Henking unzählige Bibliotheken, aber auch Archive, so das Generallandesarchiv (GLA) in Karlsruhe, wo ihm bereitwillig Unterlagen über unser Geschlecht zur Verfügung gestellt wurden. Wer je Pfarrer Hermann Stäubli bei seinen Recherchen begleitet hat, weiss was es heisst, wenn einer eine Nadel im Heuhaufen sucht... Aber nicht genug damit, nein, jemand der die alten Schriften – die je nach Schreiber eher altägyptischen Hiëroglyphen gleichen – nicht lesen und verstehen kann, der hat keine Chancen, je diese berühmte Nadel zu finden. Hermann Stäubli hat aber in vergangenen Jahren verschiedene Perlen ausfindig gemacht, hat sie zusammengetragen für sich und seine Familie.

Nach und nach interessierten sich immer mehr Verwandte und Bekannte für seine Forschungsergebnisse, so dass er sich mit einigen Gleichgesinnten zu einer Gruppe zusammenschloss. Diese Gruppe beschloss dann die Herausgabe von Rundschreiben, welche Interessierte über die Forschungsergebnisse orientieren sollten. Durch ein Versehen geriet ein solches Rundschreiben 1992 zu den Sulzer Stäuble und schliesslich in meine Hände. Da ich sehr interessiert war, mehr über meine Ahnen zu erfahren, aber absolut keinen Hang zum Forscher in mir erkennen konnte, habe ich mich kurzerhand mit Hermann Stäubli geeinigt, für ihn administrativ tätig zu werden, um im Gegenzug dafür mehr über unseren Familienstamm zu erfahren. Nach einem Stäuble – Stäubli – Treffen 1993 in Sulz und Besuchen in verschiedenen Archiven, auch im GLA Karlsruhe, wurde dann am 28. April 1996 in Frick zur Gründung des Vereins „Schweizerische Stäubli – Forschung“ geschritten. Hauptzweck dieses Vereins ist – gemäss genehmigter Statuten – die Forschungstätigkeit über Herkunft, Verbreitung und Zusammenhänge bei den Familien Stäubli und Stäuble.

Anfangs 1997 entschied sich der Vereinsvorstand, die bisherigen Forschungsergebnisse von Hermann Stäubli den interessierten Familien in geeigneter Form zugänglich zu machen.

Damals (1997) hatte mir Hermann Stäubli seine handschriftlichen Unterlagen und Dokumente überlassen und ich versuche seither, alles Vorliegende in eine Form zu bringen. Damit können sich interessierte Familien später einmal ein Bild machen, was wir seinerzeit als Zielsetzung vor Augen hatten, als wir uns für die Erarbeitung dieser Stäubli/Stäuble/ Steuble – Dokumentation entschieden:

- 1 Zusammentragen der bisherigen Forschungsergebnisse
- 2 Orientierung der interessierten Stäubli/Stäuble/Steuble-Familien (ca. 800 Namen in der ganzen Schweiz) über ihre Herkunft
- 3 mögliche Zusammenführung von Familien des STÖB-Stammes
- 4 Weitergabe unseres Wissenstandes an zuständige Forschungsstellen
- 5 Information durch zeitgemässe Medien (z.B. Internet) an Fragesteller aus aller Welt

Diese Dokumentation ist als Rechenschaftsbericht und Zwischenstation gedacht. Sie erhebt dementsprechend keinen wissenschaftlichen Anspruch. Die Forschung geht weiter!

Wenn diese Arbeit, auch in der unvollendeten Art und Weise, an Mitglieder der „Schweizerischen Stäubli-Forschung“ geht, dann glaube ich, dass wir so der immensen und aufopfernden Arbeit von Hermann Stäubli-Henking für die genealogische Erforschung unserer Familien am besten gedenken und ihm natürlich auch danken können. Andererseits werden vielleicht unsere Kinder oder Kindeskinde ermuntert, in dieses interessante Forschungsgebiet einzusteigen, um unsere Familiengeschichte weiter zu ergänzen und zu vervollständigen.

CH-4143 Dornach, im April 2004

Kurt Stäuble

1. Kapitel Geografischer Rahmen

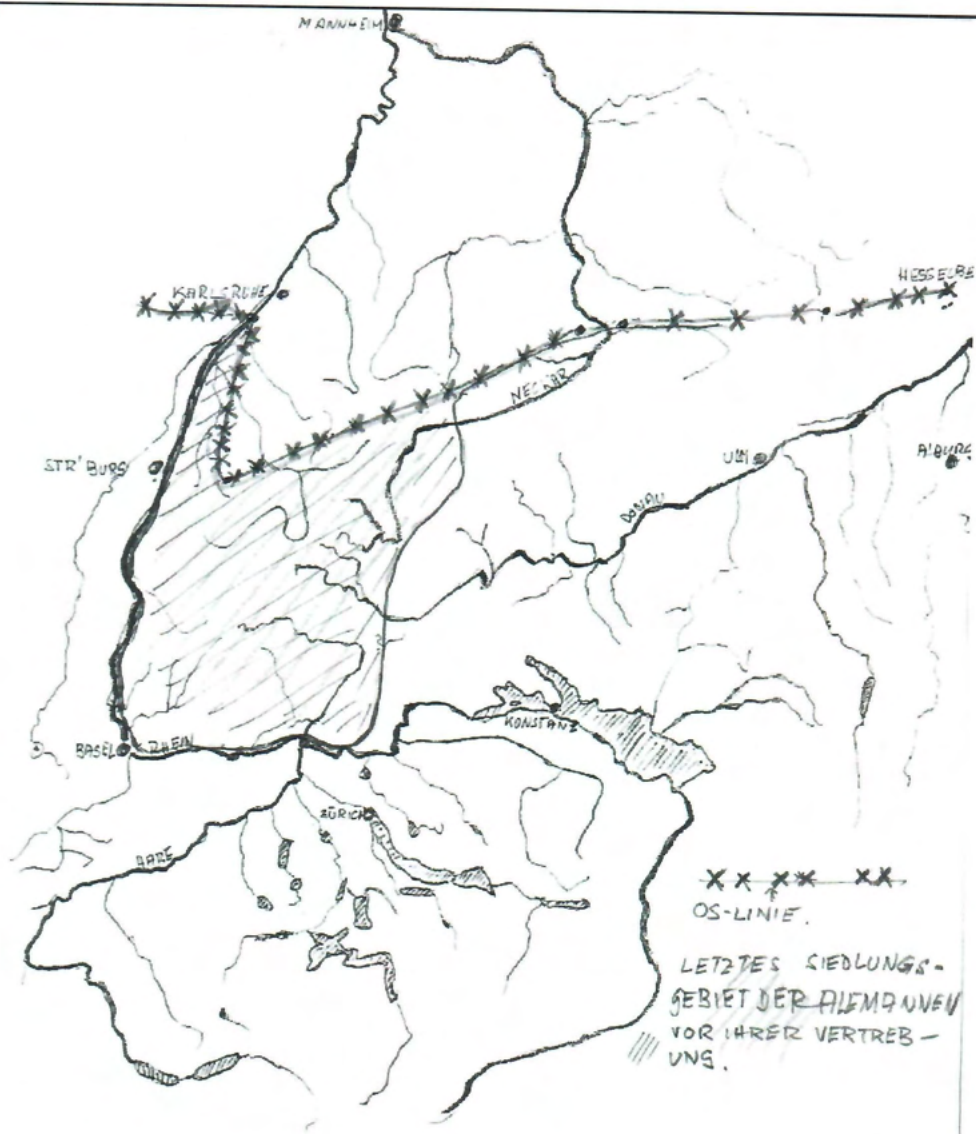
1.1 Vom Schwarzwald zum Bodensee

Eng verbunden mit dem geschichtlichen Umfeld ist der geografische Rahmen zu betrachten, in welchem sich unsere Ahnen bewegten.

Für die ersten tausend Jahre war die Geschichte unserer Familie eingebettet in jene der Alemannen. Das Geschick der Alemannenstämme war somit auch das Geschick unserer Vorfahren.

Im Schwarzwald fanden die Alemannen ein geschütztes, natürliches Refugium. Als aber im Jahre 506 die Franken im Generalangriff in die Schlupfwinkel der Alemannen eindringen und sie in Richtung Osten und Süden in die Flucht schlagen, da retteten sie sich in die Gebiete des heutigen Süddeutschland, der Donau und dem Rhein entlang bis an den Bodensee und darüber hinaus in die Gegend von Iller und Lech, ja bis nach Regensburg und Passau. So kam es, dass der Familienname Stöb/Stöbe im ganzen Niederlassungsgebiet der Alemannen noch im ausgehenden Mittelalter zu finden ist, hauptsächlich aber im Neckargebiet, in Württemberg und in den nördlich des Rheins und Bodensees gelegenen Gebieten.

Alemannisches Siedlungsgebiet vor der endgültigen Vertreibung durch die Franken. Es handelt sich um das Refugium, in das die bis an den Main siedelnden Alemannen zurückdrängten.

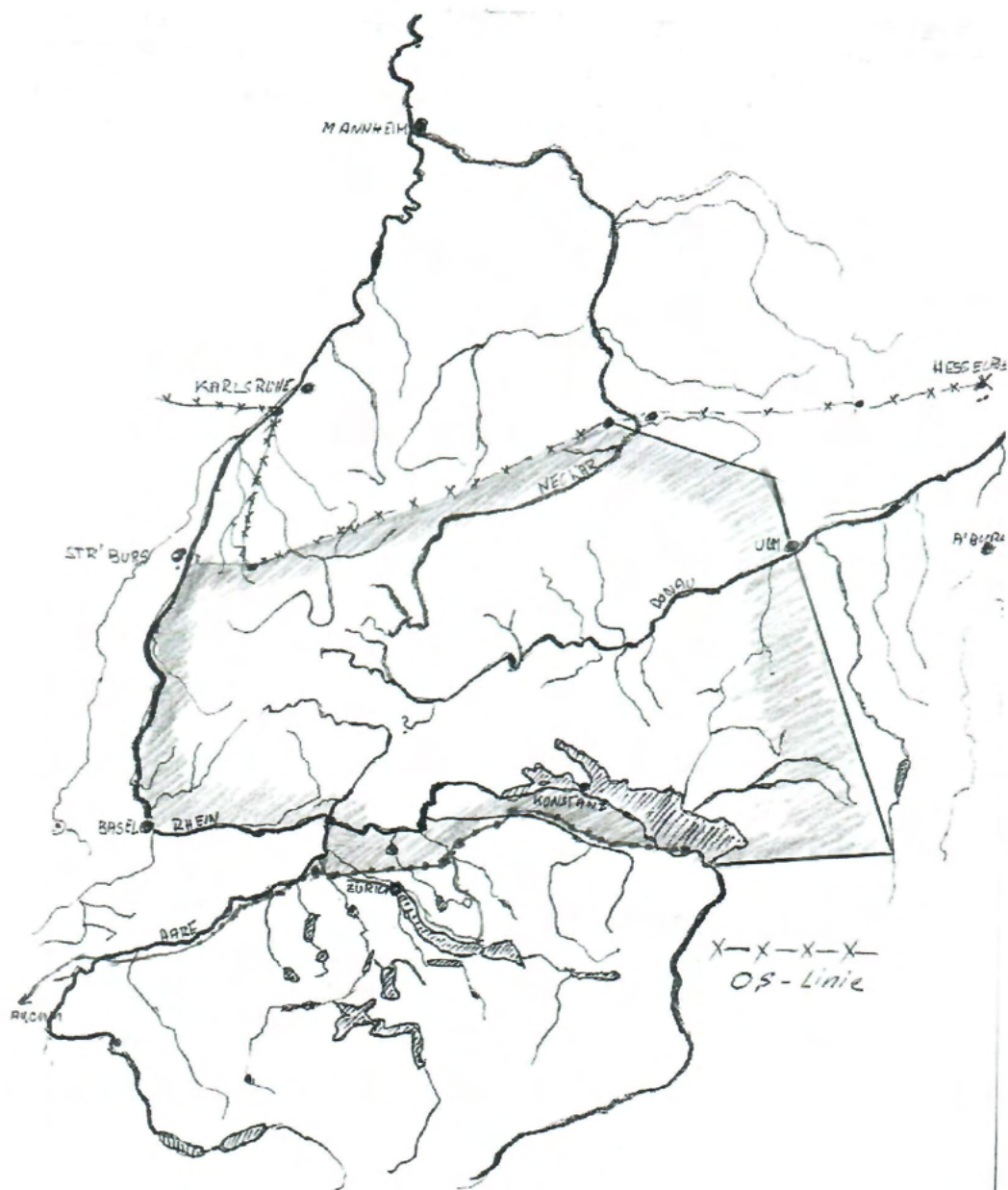


1.2 Grenze des Bistums Konstanz ums Jahr 1000

Trotz des alemannischen Widerstandes gegen das Christentum liess sich ihre Christianisierung nicht aufhalten. Seit Beginn des 9. Jahrhunderts wandelte sich das Bistum in ein Dom- oder Chorherrenbistum als Folge der Verselbständigung der beiden Klöster Reichenau und St. Gallen. Bis anhin war der Bischof gleichzeitig auch Abt der beiden Klöster und als solcher hatte er die Möglichkeit, für das weit verzweigte Bistum Mönche mit Verwaltungsarbeiten zu betrauen.

Die Grenze der Dagobertschen Fiskalstiftung für das um 600 n. Chr. gegründete Bistum Konstanz

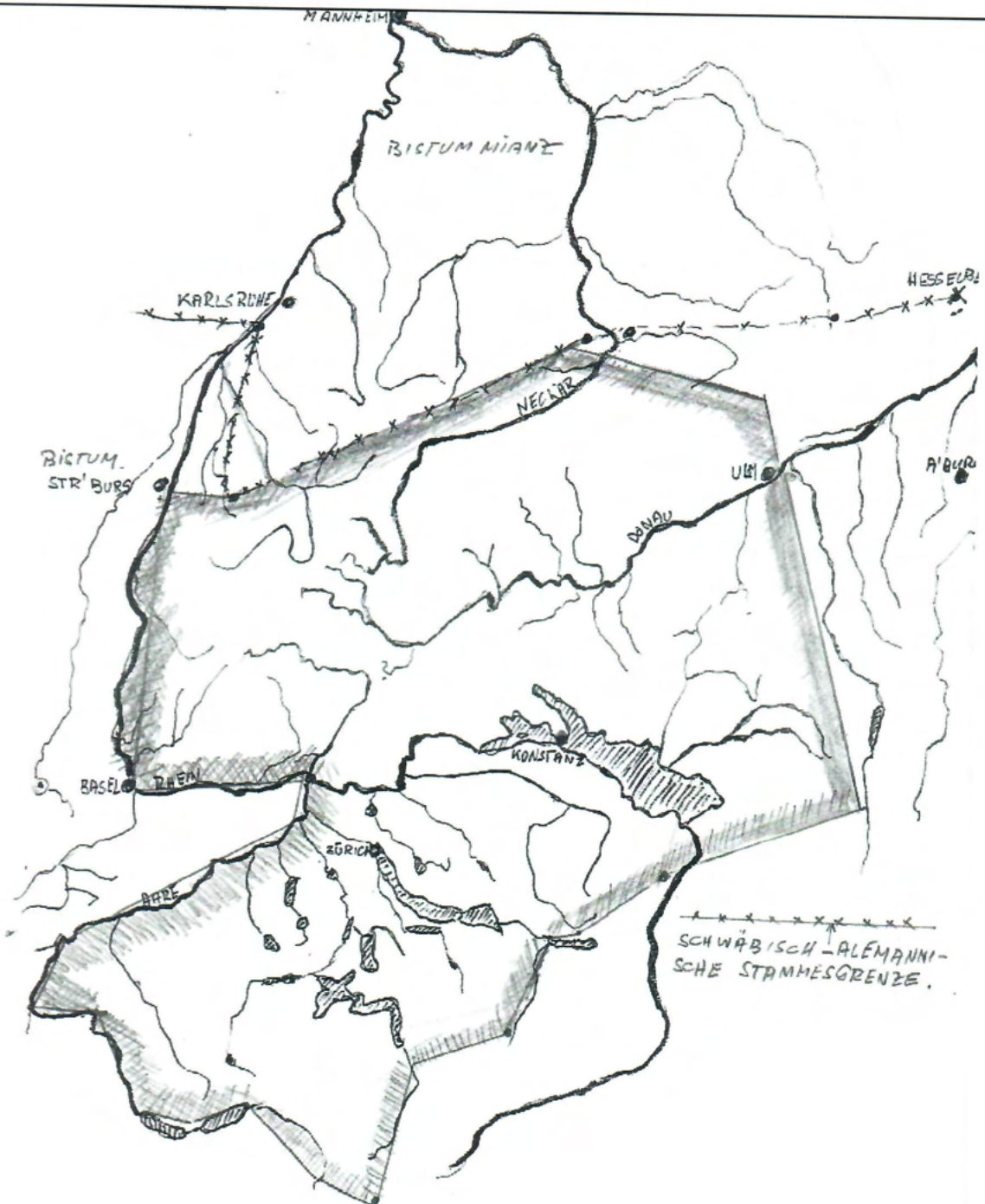
(Die Angaben sind zur Hauptsache dem Artikel von Prof. Dr. H. Maurer, Stadtarchivar von Konstanz in „Helvetia Sacra“, Geschichte des Bistums Konstanz bis zum 12. Jh. (Abt.I, BD 2, erster Teil, Seiten 85 – 90) entnommen)



1.3 Erweiterung der Bistumsgrenze durch Kaiser Barbarossa im Jahre 1155

Die riesige Ausdehnung des Bistums Konstanz veranlasste Kaiser Friedrich I (Barbarossa, der Rotbärtige) in der Goldenen Bulle von 1155 die Existenzgrundlage des Bistums zu verbessern. Das Bistum Konstanz war das Grösste aller deutschen Bistümer und seine Verwaltung verschlang Riesensummen.

Die riesige Ausdehnung des Bistums Konstanz



1.4 Im Egnach

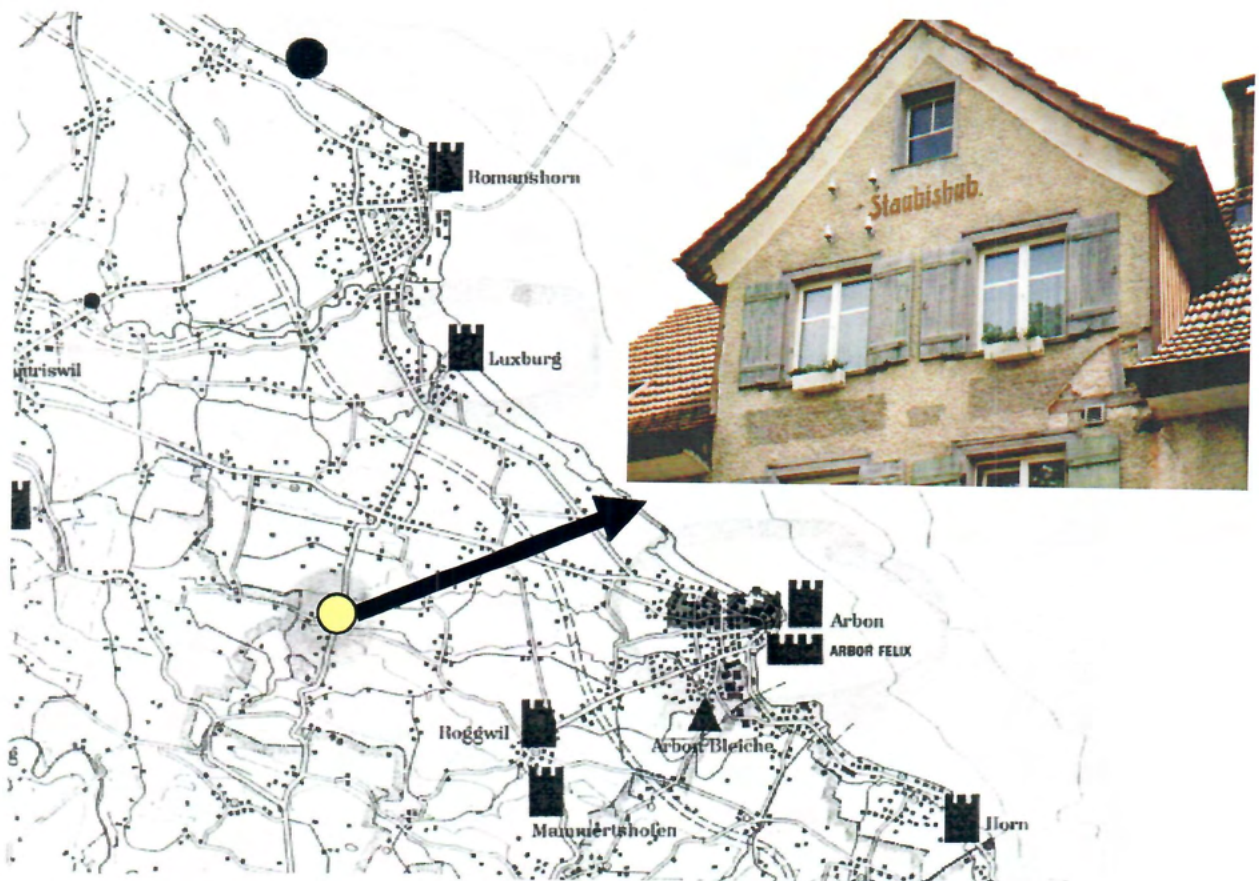
Da die beiden Klöster Reichenau und St. Gallen durch den Einsatz von Äbten selbständig wurden, sah sich der Bischof genötigt „Weltgeistliche“ (Domherren) als Verwalter einzusetzen. Unter diesen befand sich ein **Stöbe**, dem die Aufsicht über das kleine Gebiet Egnach anvertraut wurde. Dieser Stöbe war der erste, der diesen Posten erhielt.

In dieser Schrift erscheint sehr oft der Begriff «im Egnach». Was müssen wir uns darunter vorstellen?

Ein Blick auf die Karte zeigt uns, dass ca. drei Kilometer südlich von Romanshorn das Dorf Egnach liegt, wo sich übrigens auch die Luxburg befindet. Unmittelbar südlich dieses Dorfes befindet sich ein einige Quadratkilometer grosses Gebiet, das mit «im Egnach» bezeichnet wird.



1.5 Standort der Staubishub



Im Egnach, wo unser erster Stöbe durch den Bischof installiert worden war, wurde für seinen Unterhalt eine Hube errichtet. Diese Hube (Hof) umfasste etwa 30 Jucharten Ackerland und Wiesen mit Anrecht auf Gemeindeweide und Wald. Das Kulturland wurde mit einem stacheligen Lebhag umzäunt als Abwehr gegen Wildschaden. Diese Klausalhube (Klosterhof) erhielt den Namen «Stöbinshube». Ihr Standort ist heute noch im Egnach bekannt unter dem Namen «Staubishub».



Und hier endet vorerst der lange Weg unseres Urahnen «**Stöbe**» vom Schwarzwald zum Bodensee. Aber andererseits sind alle heute noch existierenden Stäubli/Stäuble- und Steuble-Geschlechter hier von der heutigen Staubishub ausgegangen.

2. Kapitel Geschichtlicher Rahmen

2.1 Die Parahistorizität der alemannischen Frühzeit

Damit sei jener frühe Zeitraum der alemannischen Geschichte verstanden, in welchem nur spärliche Nachrichten römischer Schriftsteller vom Vorhandensein des germanischen „Alemannenstammes“ berichten. Es werden nur Vorfälle aus dem Grenzgebiet erwähnt, die aber das innere Geschehen im „Stamme“ nicht berühren. Das Fehlen dieser Erkenntnis - es sind dafür keine Quellen vorhanden - hat man durch den späteren Geschichtsverlauf zu ersetzen versucht.

Wenn Ernst Schwarz «Herkunft der Alemannen» sagt:

«Um hier tiefer sehen zu können, ist es notwendig, diese fehlende Einsicht der Quellen durch Vertiefen in die innergermanischen Verhältnisse zu ergänzen und sich um Einblick in die hinter den Alemannen stehenden Kräfte zu bemühen.»

Aber eben diese „innergermanischen Verhältnisse“ und die hinter den Alemannen stehenden „Kräfte“ kennen wir nicht!

Die abschliessende Erkenntnis, dass die alemannische Landnahme ein Teilergebnis jahrhundertelanger Bemühungen der Elbgermanen war, ihren Schwerpunkt aus dem Norden Deutschlands in dessen Süden zu verlegen, ist kein Ersatz für die inneren Vorgänge und die fehlende Einsicht der Quellen.

Eben das, was wir hier nicht wissen und doch geschehen ist, würde ich als Parahistorizität bezeichnen.

Wir befinden uns an der Nahtstelle zwischen Historizität und Parahistorizität, wenn wir den Namen „Alemannen“ (lat. alamanni) aussprechen. Wer sind sie? Woher kommen sie?

Man weiss um ihre Existenz, nichts aber über ihre Herkunft und die Organisation ihres Stammgebildes. Sie waren einfach einmal da! Nach alter Überlieferung bedeutet der Name: „alle Männer, Männer insgesamt“.

«Duden» definiert wie folgt: „...vermutlich Ende des 2. Jahrhunderts n.Chr. gebildeter germanischer Stamm, der sich aus Heer- und Wanderhaufen verschiedener Herkunft, vor allem aber aus elbgermanischen Sweben (oder auch Sueben genannt) zusammensetzte.“

«Lexikon dtv» (Band 1, S. 86, Taschenausgabe) schreibt: „...westgermanischer Stamm. Die Alemannen, von ihren Nachbarn Sweben genannt, sind aus den swebischen Semnonen hervorgegangen. Auf die Herkunft aus dem unteren Elbegebiet deuten Funde aus Reihengräbern hin.“

Dieser Herkunftsort ist mit Vorsicht zur Kenntnis zu nehmen. Unter den Semnonen sagt das gleiche Lexikon, Herkunftsort der Semnonen sei das Oder- und Mittelbegebiet. Andere Forscher weisen ebenfalls auf das Mittelbegebiet hin.

Das «Lexikon dtv» vertritt die Meinung, das Hauptvolk des elbgermanischen Stammesbundes seien die Sueben gewesen, sie hätten sich zunächst dem Makromannenkönig Marbod angeschlossen; im Jahre 17 n.Chr. hätten sie sich Armin zugewandt, seien dann mit anderen Stämmen nach Süddeutschland gezogen, wo aus ihnen die Alemannen hervorgegangen seien. All diese historischen Daten vermitteln uns kein klares Bild über die innere Organisation der einzelnen Stämme. Was wir in dieser Hinsicht haben, sind alles Vermutungen, Vorstellungen, wahrscheinliche Möglichkeiten und der Phantasie entnommene Sichten, die auf historischen Reminiszenzen beruhen. „Vermutlich“ ist keine definitive historische Aussage.

2.2 Der alemannische Stamm

Neues Siedlungsgebiet im Süden: Nördlich von Mainz, Richtung Osten - Frankfurt, Neckarland. Nordwestliche Völkergrenze Chatten und Franken.
Zeitraum: 2. bis 4. Jahrhundert n.Chr.

Gemäss W. Hartung in «Süddeutschland in der frühen Merowingerzeit» (S.47 letzter Abschnitt) lag die Führung des Stammes in den Händen eines «Gefolgschaftsführers». Er hat aus Aufenthalt und Führerfunktion im römischen Heer Sold, Ehrengaben und Erfolg mitgebracht. Dies wurde in seiner Heimat offenbar statuswirksam. Andere Gefolgschaftsunternehmungen, wie organisierte Raubaktionen und die Nachzüge von neuen Siedlern aus dem Herkunftsgebiet liessen sich durch diesen "charismatischen und herrschaftsbildenden" Ruhm offenbar viel besser durchsetzen. Es ging also um das Einbringen von Beute und um Landgewinn zu Siedlungszwecken. Es existiert eine ganze Liste von alemannischen Söldnern im römischen Heer, die dort zu Reichtum und Ehren kamen und dadurch bei ihrer Rückkehr in die Heimat in den Adel aufrückten (nicht Erbadel, sondern mitregierende Oberschicht).

Dieser Werdegang eines Stammesführers beruht auf der historischen Reminiszenz, dass er aus römischen Heerdiensten Schätze mitgebracht hat, die Eindruck machten, und dann in späteren alemannischen Grabfunden wieder auftauchen. Aber es bleibt die Frage, was und wie viele Grabbeigaben es brauchte, bis ein Alemannengrab als adelig anerkannt wird. Bei Alemannengräbern (besonders aus der Frühzeit) lässt sich nicht entscheiden, ob Grabbeigaben aus Ehrensold oder eingebrachter Beute herrühren. Aber ein Stammesführer musste in der Heimat überdies seine charismatischen Führungsfähigkeiten beweisen.

Wenn obige Darstellung des Werdeganges eines Stammesführers stimmt (es ist eine gescheite, der Wahrscheinlichkeit am nächsten stehende, logische Folgerung), dann wird der Adel eines Stammesführers von seinen ausser- und innerhalb des Stammes gemachten Erfolgen hergeleitet.

In den Anfangszeiten werden die so entstandenen Stammesführer «Könige» - reguli - genannt. Ihre Herrschaftsbereiche werden «pagi» und «regna» (beide sind gleichbedeutend) genannt. Jedes regnum hat seinen rex. Die Pluralform «reguli» begründet eine Vielzahl von (Gefolgschafts-) Führern, was heisst, dass es auch eine Vielzahl von Stämmen gab. «Gemeinschaftsunternehmungen» wurden von Fall zu Fall entschieden. Das heisst, dass es unter den Stämmen Kommunikationsstrukturen gab. Gründe für solche Aktionen waren Kriegs- und Beutezüge, Abwehr gemeinsamer Feinde (Römer, Franken und Burgunder), wobei als Motive Sold, Bündnis, Verwandtschaft,

Kriegslust und Beutegier angegeben werden. Als Beispiel wird Chrocus, der «rex alamannorum» genannt (Hartung S. 52).

Dazu kommt nun ein weiteres Problem:

„Der Wandel der inneren Stammesstrukturen unter zeitlich verschiedenen politischen Einflüssen“.

Ich meine damit, die einzelnen Stämme, die unter Chrocus zehn Jahre nach dem Fall des Rhein-Donau-Limes den grossen Raubzug bis Arles unternahmen - wo Chrocus starb - und von dort nach Italien zogen, Rom bedrohten und schliesslich bei Mailand geschlagen wurden. Sie waren von innen her anders organisiert (Angriff und Raubüberfall) als etwa in der Zeit von 496 bis 506, als sich Reste von Alemannenstämmen in einem zermürbenden Kleinkrieg gegen die Franken, die sie bis hinter die Os-Linie zurückgedrängt hatten, um Überleben und Existenz wehren mussten (Abwehr und Verteidigung).

Sind diese inneren Strukturänderungen aus der jeweils gegebenen politischen Situation heraus gewachsen? Waren sie schon zum voraus geplant? Wer verantwortete das benötigte Vorgehen? Wie wurden die einzelnen Abwehrgruppen - wenn es sich um komplexere Abwehrmechanismen handelte - koordiniert?

In diesem Zusammenhang möchte ich noch darauf hinweisen, dass Literatur besteht, die versucht, das Leben auf der Alemannenburg von innen her zu beschreiben. Ich denke an das Buch: „Kuning Hartfest“ von Dr. D.F. Weinland, Esslingen (1878). Weinland versucht möglichst genau die Vorgänge auf der Burg zu schildern. Oder an den Jugendroman, der sich auf die Alemannen bezieht: „Feuer am Limes“ (von Josef Carl Grund, ex libris - Verlag Löwes, Bayreuth, 1983).

2.3 Die Alemannenkriege

Es ist nicht zu übersehen, dass die Alemannen alle gegen sie geführten Schlachten verloren haben, mit Ausnahme der Erstürmung des Limes I (Neckar-Donau). Der Grund dafür war wohl, dass zu dieser Zeit (um 250 n.Chr.) die Franken den Alemannen Beistand geleistet haben.

357 Schlacht bei Zabern (Strassburg): Chnodomar, Anführer eines alemannischen Grossaufgebotes (verschiedene Gefolgschaftsführer mit ihren Gefolgschaften), verwüstet zuerst Zabern, wird aber von Kaiser Julian besiegt. Die adeligen Alemannen kämpfen zu Pferd, die Stammesangehörigen zu Fuss. Nachdem der Kampf heiss wurde, verlangte das Fussvolk von den Reitern, von den Pferden zu steigen und wie sie vom Boden aus zu kämpfen. Chnodomar erkannte den mehrheitsträchtigen Wunsch des Fussvolkes, stieg vom Ross. Ihm folgten alle anderen Berittenen, was zur Folge hatte, dass die Schlacht verloren ging. Im Verhalten Chnodomars erkennen wir wieder ein „demokratisches“ Element bei den Alemannen. Der oberste Führer besitzt nicht die letzte Gewalt, sondern die Gesamtheit des Heeres!

496-497 folgt die Alemannenschlacht gegen die Franken. Sieger in dieser Auseinandersetzung, deren Ort unbekannt ist, ist der Frankenkönig Chlodowech.

Und nun folgte eine zu beachtende „Interimszeit“, der wir im Blick auf die Bildung des

alemannischen Namens Stöb(e)

den nächsten Abschnitt widmen, wobei über die Details vor allem dann in Kapitel 3 eingegangen wird.

Die Franken hatten die Alemannen schon bis hinter die Os-Linie zurückgedrängt. Hier, in dem noch urwaldgleichen Schwarzwald, fanden sie ein schützendes Refugium, von dem aus sie gegen die Franken Ausfälle wagen, sich aber gleichzeitig auch vor den angreifenden Franken in Deckung bringen konnten. Es entstand ein zehnjähriger Kleinkrieg zwischen beiden Völkern, in welchem vor allem die Alemannen gefordert waren. Es war bei der fränkischen Übermacht verständlich, dass in den alemannischen Stämmen jeder einzelne verfügbare Mann zum Schutze des Stammes eingesetzt werden musste, entweder als Angreifer, Spion, Späher, Fährtesucher ("menschlicher Jagdhund"), Aufstöberer des Feindes oder als Verteidiger und Auskundschafter für Fluchtwege, Pfadfinder - nochmals Jagdhund - wenn dies nötig werden sollte.

2.4 Der weitere Verlauf der Geschichte

Das Jahr 506 ist das Schicksalsjahr für die Alemannen, aber auch das Jahr ihres Überlebens. Der Frankenkönig Chlodowech holt zum entscheidenden Schlag gegen die Alemannen aus. Er dringt mit seinem Heer in Siedlungsgebiete der Alemannen im Schwarzwald ein und schlägt sie in die Flucht. Sie weichen ost- und südwärts aus, durchqueren ganz Süddeutschland (Raetia I und II, heutige Nordschweiz und das Bodenseegebiet) bis zum Iller und Lech, ja bis nach Regensburg und Passau. In dieser Not kommt ihnen der Ostgotenkönig „Theoderich der Grosse“ zu Hilfe. Nach Absprache mit Chlodowech gewährt er den botmässigen Alemannen Schutz- und Siedlungsrecht in den zu seinem Reich gehörenden Gebieten, jedoch so, dass sie die Urbevölkerung nicht beeinträchtigen. Die einst so raub- und beutegierigen Alemannen werden nun zu friedlichen Siedlern, Bauern und Gründern neuer Ortschaften.

Der stärkste Alemannenstamm, die Sweben, lässt sich im Bodenseebecken nieder - es sind die heutigen Schwaben. Die ums Jahr 300 gegründete Stadt Konstanz, die nach dem römischen Kaiser Konstantius Chlorus benannt ist, wird ihre Metropole.

Von dieser Zeit an finden sich die **Stöb(er)** im ganzen neuen Siedlungsgebiet. Man wird ihren Namen einen Berufsamen nennen, denn er begründet keine Verwandtschaft. Die Stöb(er) kommen mit dem alemannischen Herzogtum nach Überlingen und Konstanz, das ums Jahr 600 Bischofssitz wird. **Der Name „Stöb“** hat sich bis heute in Württemberg erhalten (Haigerloch, Brief von Hermann Griebel in Mössingen).

Im Jahre 526 stirbt Theoderich, der Schutzherr der Alemannen, und ihr ganzes Siedlungsgebiet fällt nun - Stück für Stück - in die Hände der Franken. Schon vorher begannen die Franken mit der Christianisierung der bis anhin Heiden gebliebenen Alemannen. Die Franken fahren in dieser Hinsicht auf einem Doppelgeleise. Einerseits fördern und unterstützen sie das etwas lose Gebilde des alemannischen Herzogtums und setzen dem alemannischen Adel hinsichtlich der Christianisierung ihrer Untertanen Druck auf. Es entsteht die „lex alamannorum“.

Andererseits setzen sie für ihr Vorhaben die Kirche ein. Im Jahre 498 trat der Merowinger König Chlodwig zum Christentum über und liess sich noch während der Interimszeit taufen. Seinem Beispiel folgte das Volk. Überall entstanden Klöster, die mit reichen Gütern ausgestattet wurden. In ihrem Einflussgebiet wirkten sie lehrend, helfend, heilend und stellten ihr Tun - wo immer möglich - in den Dienst ihrer missionarischen Absichten. Aber die Alemannen, über deren Herzogtum die fränkische Regierungsform der Grafschaften wie ein Netz ausgebreitet wurde, leisteten religiösen Widerstand. Äusserlich bejahten sie das für sie geschaffene Gesetz, das zur Hauptsache ein Gebot zur Sonntagsheiligung war, nach innen und im geheimen dienten sie jedoch noch immer ihren alten germanischen Göttern. Dafür liefert Herzog Gunzo in Überlingen ein Beispiel. Zwischen 609 und 611 befindet sich der irische Mönch Columban, der Jüngere, mit seinen Gefährten im Bodenseegebiet. Er versucht die widerspenstigen Alemannen zu bekehren. Da greift Herzog Gunzo ein und vertreibt ihn. Später hat Gunzo, wohl unter fränkischem Druck, seine das Heidentum fördernde Haltung aufgegeben, spätestens als er sich - abermals unter fränkischem Druck - für die Wahl von Johannes I (einem Grabser) zum Bischof von Konstanz einsetzte.

3. Kapitel Namen

3.1 Genealogisches Dogma

Es gibt ein sakrosanktes genealogisches Dogma, welches festhält, dass die Familiennamen erst im 14. Jahrhundert entstanden seien. Das mag allgemein richtig sein, nur in unserem Fall will es nicht zutreffen. Offenbar bestätigen wir als Ausnahme die Regel.

Nach dem Buch «Zürcher Familiennamen» ist dieses Dogma sicher revisionsbedürftig, da fast ein Drittel der Familiennamen im 13. Jahrhundert entstanden ist, einige wenige sogar schon früher.

Wir haben dieses Problem ebenfalls im Zusammenhang mit dem Alter der „Stöbinshube“, die heute auf der Landkarte unter „Staubishub“ zu finden ist. Ich persönlich halte dafür, dass sie am Ende der ersten Siedlungsphase durch die Alemannen ums Jahr 800 entstanden ist und zwar als Klausstralhube (=Klosterhof) des im Jahre 600 gegründeten Bistums Konstanz.

Dem gegenüber hält aber Dr. Philipp Egger, Basel, fest, dass es im 10. Jahrhundert gewesen sei. Das wäre absolut plausibel, wenn sie der Bischof von Konstanz als Signal der Aufhebung des Besiedlungs- und Rodungsstopps hätte errichten lassen. Dr. Egger schreibt: „Erst nach der Jahrtausendwende setzte sich auf den siedlungsgünstigen Böden des heutigen Egnach ein anfänglich wohl hektischer Ausbau durch, der letztlich zu einer dichten Besiedlung auch der uferfernen Hügelzone führte.“ Ob die Lage der „Stöbinshube“ zur uferfernen Hügelzone zu rechnen ist - sie liegt nur etwa 3,5 km vom Seeufer entfernt - müsste noch definiert werden.

3.2 Wie entstanden unsere Familiennamen?

Wenn wir so „einfache“ Familiennamen wie z.B. Jäger, Fischer, Maurer, Wagner, Müller oder Meier auf ihre Herkunft analysieren wollen, dann fällt sofort auf, dass es sich eindeutig um definierte „Berufe“ handelt. Aber wie sieht das nun mit unserem heutigen Familiennamen aus?

Wie bereits kurz in Kapitel 2 angetönt, können wir davon ausgehen, dass unser Stammvater ein Alemanne war, dessen Aufgabe (oder nennen wir es Beruf) darin bestand, wie ein Jagdhund **Fährten aufzustöbern**. Es ist noch immer nicht mit letzter sprachwissenschaftlicher Sicherheit abgeklärt, was der Name „Stoeb“, resp. „Stöb“ eigentlich bedeutet.

Die Meinung von Prof. Josef Karlmann Brechenmacher, der den Namen „Stöb“ ohne weitere Erklärung den Staub, Staib, Steeb und Steub zuweist und die schwäbischen Staib als Menschen von hastigen, unberechenbaren Bewegungen bezeichnet, führt zunächst nicht weiter, auch wenn er faktitiv (d.h. verwandt) ist mit stieben. Mensch mit unberechenbaren Bewegungen als Charakteristikum von Stöb hängt ebenfalls in der Luft. Ich kann an dieser Stelle nur meine eigene Version geben. Der Stöb oder Staib muss trotz seines Faktitivs zu Staub - dieser wird nicht aufgehoben - grundsätzlich getrennt werden von Staub als Herkunftswort von Stöb.

Wir müssen sprachwissenschaftlich Stöb vom Verb „stöbern“ herleiten. „Stöbern“ kann auch einmal mit „Staub aufwirbeln“ zu tun haben, aber nach «Kluge» heisst „stöbern“, das zu „Stöber“ gehört (mittelhochdeutsch „stöuber“ = Jagdhund). „Stöuben“ bedeutet

jagen, aufstöbern, durchstöbern, aufscheuchen, Fährte suchen, aufspüren u.a. Erst vom Benehmen des Jagdhundes her können wir die Charakteristik des „Stöb“ verstehen, wie sie uns bei Prof. J.K. Brechenmacher als hastige, unberechenbare Bewegungen entgegentritt. In einem Gutachten von Prof. Dr. St. Sonderegger vom 4.12.1991 heisst es: „Die Bedeutung des Personennamens als sich rasch bewogender Mensch, unsteter Charakter ist im Sinne von „stoube, stöube“ durchaus möglich. Die mittelhochdeutsche Weiterbildung „stöuber“, aufstöbernder Jagdhund (auch übertragen auf Menschen)....“ Diese Sinngabe des Namens weist doch im Blick auf seine Herkunft ganz auf „stöbern“. Und so betrachtet entstand auch unser Familienname auf Grund eines äusserst naturnahen Berufes, eben des Aufstöberers des Feindes.

3.3 Woher kommen die Stöb, Stöbe und Stöbi?

Ich kann hier nur die Orte angeben, in welchen ich für das ausgehende Mittelalter den Namen angetroffen habe, wobei sich herausstellte, dass es sich zur Hauptsache um Orte handelte, die innerhalb des Schutzgebietes lagen, das der Ostgotenkönig „Theoderich der Grosse“, der sich als Nachfolger der römischen Kaiser verstand, den Alemannen nach dem Angriff der Franken 506 als gesicherten Siedlungsraum zur Verfügung stellte. Es handelt sich um die bereits früher genannten Gebiete von Raetia bis Passau, aber auch Helvetien und Oberitalien sind hinzuzurechnen. Nachgewiesen sind Stuttgart, Rottenburg, Freiburg i.Br., Basel, Reutlingen, Tübingen als Steeb, Blaubeuren, Konstanz, und der ehemalige alemannische Herzogssitz Überlingen, wo der Name damals noch gehäuft vorkommt (»Rodel der abgegangenen Geschlechter in Überlingen«).

3.4 Vom Hof des Stöb zur „Staubishub“

Wie aber kommen diese Stöb schon im 10. Jahrhundert ins Egnach? Dieses Gebiet war Teil der Schenkung König Dagoberts I. an das Bistum Konstanz (ums Jahr 600 herum) als dessen Existenzgrundlage. Als der Bischof ums Jahr 1000 den Rodungsstopp im Egnach lockerte, sandte er einen Stöb, der wahrscheinlich Kanoniker war (weltlicher Verwaltungsbeamter des Bischofs), und betraute ihn mit der Errichtung einer Klausurhube, eben der „Stöbinshube“. Die Stöb sind also keine Egnacher - sie sind von Konstanz zugewandert. Der Bischof machte so Gebrauch von seinem Besitzerrecht.

Dies macht den Satz von Dr. Egger verständlich, wenn er in seiner Dissertation unter »Namensschichtung und Besiedlungsschronologie zwischen Konstanz und St. Gallen« (Huber, Frauenfeld 1992) schreibt: »Es liegt in beiden Fällen entweder ein - allerdings in dieser Gegend nicht bezeugter - Familienname »Staub« zugrunde.....“.

Nur müssen wir hier klar erkennen, dass es nicht »Staub«, sondern »Stöb« ist!

Der Namenswechsel in „Staubishub“ erscheint erst nach dem Schwabenkrieg. Das letzte noch vor dem Schwabenkrieg erhaltene Dokument, datiert von 1464 (Revers: Hans Täschler), schreibt „Stöbinshub“. Nach 1499, allerdings erst spät, erscheint der Name „Staubishub“.

Zu den beiden Weilern Staubhausen zu Oberbüren und Gossau ist zu sagen, dass sie sprachlich eindeutig mit der Stöbinshube zusammengehören. Der Ortsgeschichte von Oberbüren, (TT-Verlag Wil, 1988,) entnehmen wir auf Seite 42 als zu den frühesten Geschlechtern von Oberbüren gehörend: „Staub oder Stob“. Es ist hier eine Unsicherheit in der Schreibweise festzustellen. Das „Stob“ weist als Herkunftswort auf „Stöb“ hin, eindeutig auf „Stöbinshube“. Zitat: »die Staub oder Stob, die Staubhausen den Namen

gaben auf dem Gütlein Erizell mit Hus, Stadel, Äcker, Wyses, Holz...». Diese Ungewissheit der Schreibweise existiert noch 1522, in einer Zeit also, da die „Stöbinshube“ bereits in „Staubishub“ unbenannt war.

Der Ort Staubhausen bei Gossau (Neucheln) ist von der Schreibweise her ebenfalls im Zusammenhang mit der „Stöbinshub“ zu sehen. 1422, also noch vor dem Schwabenkrieg, wird der Weiler so buchstabiert: „Stovbhusen“. Die Bedeutung des «v» ist in diesem Namen als «e» über dem «o» oder als zwei Punkte über dem «o» zu interpretieren. Eindeutig: „Stöbhusen“. Zudem muss hier schon angemerkt werden, dass die letzten Stöb, die wir westlich von dieser Gegend in Bronschhofen und Wängi finden, 1497 ihre Namen in Stöbli umbenannten, einen Familiennamen, der am Oberrhein schon seit etwa 1275 existierte.

Pfarrer Alfred Michel von Märstetten, ein gebürtiger Egnacher, hat sich schon früh mit der Geschichtsforschung seiner Heimatgemeinde befasst. In seinem Nachlass erwähnt er die Staubishub mit keinem Wort. Übergangen und vergessen, obgleich ein Gebäude im Hof "Staubishub" unübersehbar mit diesem Wort beschriftet ist. Pfarrer Michel hat seine Arbeit als „unvollständig“ bezeichnet, und wir werden wohl die Auslassung der "Stöbinshube" dieser Unvollständigkeit zuzuschreiben haben. Trotzdem frage ich mich, weshalb wohl? Ob das damit zu tun hat, dass in der Jugendzeit von Pfarrer Michel die Staubishub eine verrufene Spelunke war? Auf jeden Fall liess ich mir sagen, dass in früheren Tagen fast jedes Haus im Egnach einmal eine Mostschankstätte gewesen sei. Gut ist, dass die Hube noch heute besteht - sie kann nicht geleugnet werden. Auch wenn ich nicht glaube, dass das Gebäude, welches die Aufschrift «Staubishub» trägt, die eigentliche Hube war, so ist ihre Existenz doch seit nahezu tausend Jahren belegt.

3.5 Aus den Stöb werden Stöbli

Eine Hube - auch wenn sie Erblehen war - konnte damals mit Genehmigung der Grundherren verkauft werden. Das haben die Stöb, von denen wir nicht wissen, wie lange sie auf dieser Hube sassen, offensichtlich getan. Sie kehrten aber nicht in die schwäbische Kapitale Konstanz zurück, sondern blieben im Egnach.

Als weltliche Kanoniker (Dom- oder Chorherren) waren sie verheiratet, sie gründeten Familien und vermehrten sich. Waren in einer Familie mehrere Söhne vorhanden, dann entstanden Schwierigkeiten, um eine Linie unverwechselbar zu bezeichnen. So zog man Übernamen zu Hilfe. Einer der bekanntesten war «Klein» + Vorname, z.B. Kleinjogg u.a. Bei den Stöb jedoch wurde die Verkleinerungsform durch Anhängen des Diminutiv-Suffixes «li» an den Namen gebildet nach dem im Egnach gesprochenen Lokalidiom. So entstanden aus Stöb die Stöbli im Egnach.

3.6 Eine „unbelegte“ Behauptung

467.

272

Bernang


 In Eberharts Erinden u. d. Zinnert Stöbli
 ze kuffend gen hat mit unserm güten
 warden und gunt Herman in Hoff von
 Bernange und sinen Erben sinen Wingart
 gelegen in Bernanger Banne am Bühel
 daz an aintzhalb sacht Vleruge in der Brind
 Wingarte und andaz haimel von Bazine
 Wingarte und sin güetli ze Herenweg gelegen
 ob Bernang by dem Crütz umb sibenthalb
 pfund Dat Anno quo supra facta post
 Gasparie

1353 1 8

Stöbli

Das erste vorhandene Stöbli - Dokument stammt aus dem Kloster Reichenau und wurde am Dreikönigstag 1353 daselbst ausgestellt.

Es berichtet, dass an diesem Tag mit dem Einverständnis des Abtes Eberhard II. von der Reichenau ein «Cunrad Stöbli an Herman im Hoff von Bernange (Berlingen) und sinen Erben sinen Wingarten im Bernanger Banne gelegen am Bühel und sin Güetli am Herenweg gelegen ob Bernang by dem Crütz um siebenthalf Pfund verkaufe».

Gleichentags verkauft er dem Hans Böhler seinen Weingarten Bogenrüt zu Berlingen um 8½ Pfund und an Uli Nater seinen Weingarten ob Berlingen um 3½ Pfund 10 Pfg. Nach Gallus Oehem vermacht er dem St. Pirmins-Altar im Kloster Reichenau die auf der Insel gelegenen Weingärten Bogenwies und Höfli im Jahre 1359. Er ist ein alter Mann, der weder in Berlingen noch auf der Insel Reichenau wohnt. Er redimensioniert seine Güter. Er stammt weder aus Konstanz noch aus Überlingen, sonst würde er sich Stöble nennen, er stammt aus dem Egnach, wo der Diminutiv-Suffix im dortigen Lokaldiom mit «li» wiedergegeben wird und wo sie schon seit 350 Jahren ansässig sind.

3.7 Die Ausbreitung der Stöb und Stöbli in der Ostschweiz

Seit etwa 1275 existieren die beiden Familien gleichzeitig im Egnach. Leider fehlen uns im Hinblick auf ihre Ausbreitung in der Ostschweiz die Unterlagen. Hier bedauert man schmerzlich den Verlust jenes Teils des Bischofs-Archivs von Konstanz, welcher den Kanton Thurgau betraf. Ausser den beiden Weilern Staubhausen bei Oberbüren und Gossau wissen wir nur, dass wir das 15. Jahrhundert als Jahrhundert des Auszuges bezeichnen können. Auch die Gründe dieses Auszuges liegen im dunkeln. Es können Seuchen, teure Zeiten oder Hunger gewesen sein, mehr aber der Wunsch sich von der Grenze an Orte zu begeben, die zur Eidgenossenschaft gehörten, wo sie sich sicherer fühlten.

Definitiv wissen wir nur, dass um 1420 zwei Stöbli in Rüschlikon am Zürichsee auftauchen und sich dort einen lehenpflichtigen Baumgarten erwerben. Sie nennen sich Rüdiger und Heini (Hainrich) Stöbli. Woher kommen sie? Was waren die Gründe zur Aufgabe ihrer vorgängigen Heimat? In welchem Verwandtschaftsverhältnis standen die beiden zueinander? Warum wählten sie gerade Rüschlikon?

Das sind alles müssige Fragen, die der Spekulation Tür und Tor öffnen. Ich vermute, dass sie aus der Ostschweiz kommen, da ihr Name mit «li» endet. Kämen sie von den deutschen Ufern des Bodensees, wäre es ein «e» oder allenfalls ein «le». Dass sie Rüschlikon als neue Heimat wählten, dürfte damit zusammenhängen, dass dieses Gebiet seit 1351 dem eidgenössischen Bunde angehörte. Mit dem Übergang des Eschenbacher Amtes an Zürich im Jahre 1406 wurde aus Horgen und Rüschlikon eine eigene Obervogtei gebildet. In dieses politische Gebilde integrierten sich die zwei Stöbli 1420. Ohne dafür Beweise zu haben, vermute ich, dass es sich um Vater und Sohn gehandelt hat, wobei Rüdiger der Vater war. Er wird nämlich später nicht mehr erwähnt. Weiter nehme ich an, dass sein Sohn Heini nach dem Tode des Vaters nach Horgen übersiedelte, wo er sich durch Heirat mit der dortigen Dorfbevölkerung assimilierte. Der alemannische Name für Horgen war Horaw (Horau), was Sumpfland bedeutet.

Wenn der Autor der ersten Stäubli-Chronik von Horgen, Dr. med. Carl Stäubli, besonderen Wert darauf legt, dass die Alemannen als Urgeschlecht der Bevölkerung Horgens anzusprechen seien, dann beruht das wohl darauf, dass er sich selbst als „Alemanne“ versteht. Er hat den medizinisch-archäologischen Beweis erbracht, dass die Stäubli Alemannen sind (Vergleiche von in Alemannengräbern gefundenen Schädeln mit denjenigen heute lebender Alemannennachkommen). Dann fällt auf, dass er die Alemannen idealisiert, wenn er sie als „kriegerisch, trotzig und freiheitsliebend“ beschreibt. Wenn auch heute der Alemanne wieder eher als friedliebender Siedler dargestellt wird, so ist doch nicht zu übersehen, dass er in seinen Anfängen nicht nur kriegerisch war, sondern auch raub- und beutegierig. Wenn Dr. C. Stäubli annimmt, dass sich die Alemannen schon im 3. und 4. Jahrhundert in Horgen niedergelassen haben, so ist das insofern fraglich, als sich um diese Zeit in den römischen Besatzungstruppen nur vereinzelt Alemannen gefunden haben. Der Haupteinbruch der Alemannen in die Nordschweiz erfolgte erst um 506, wie wir dies ja bereits einleitend gesehen haben (Punkt 1.4).

Frühere Einsickerung von Alemannen in den helvetischen Raum möchte ich nicht in Abrede stellen, glaube aber nicht, dass es sich in dieser frühen Zeit schon um die Besiedlung ganzer Dorfschaften durch Alemannen gehandelt hat.

3.8 Das „Ende“ der letzten Stöb

Während sich die Stöbli um 1275 vom Urstamm der Stöbi im Egnach abgelöst haben - aus den Stöbi wurden durch Linienverzweigung nicht Klein-Stöbi, sondern Stöbli - müssen wir jetzt zu den letzten Stöb, die wir noch um 1471 in Bronschhofen finden, zurückkehren.

Im obgenannten Jahr kauft ein Hans Stöbimel (Bezeichnung im Glückshafenrodel und Kaufvertrag von 1471 - im Stiftsarchiv St. Gallen) die obere und die niedere Mühle in Bronschhofen, das zu jener Zeit - wie Wil - noch dem Kanton Thurgau zugerechnet wurde.

Prof. Dr. F. Hegi hat den Glückshafenrodel bearbeitet und hielt in einer Fussnote fest, dass es Stöbli bzw. Stäubli heissen müsse. Wo dieser Stöbli zuletzt gewohnt hat, wissen wir bis dato noch nicht. Es muss aber ein wohlbetuchter Herr gewesen sein, da er noch mehr Land dazukaufen konnte, um die Liegenschaft zu arrondieren. Das «Handbuch über Leibdinge und Zinsen aus dem Steinhaus Wil» schreibt: „...von dem Müller zu Bronschhofen ist diese Mühle mit ... (unleserlich, evt. Zubehör) kommen an die Stöbimel, welche noch mehr Güter dazu erkaufte“. 26 Jahre später verkauft der Vater die Mühle seinem Sohn Hans, der Jung, aber mit einer *Namensänderung* „Stöbli“, 1497, also zwei Jahre vor der Schlacht bei Schwaderloo (Schwabenkrieg). Dasselbe geschah auch in Wängi bei Hans Stöbimel, "dem Schnider". Mir will scheinen, dass er die Triebfeder zur Namensänderung war. Er lebte nur kurze Zeit in Wängi als einziger dieses Geschlechtes. Er war verheiratet mit einer „Kühngoldere“ Gaudorfer, die namhafte Ländereien mit in die Ehe brachte. Der Gatte wurde Träger dieser Güter. Als er aber ein Stückchen Land an Hans Traber veräussern wollte, stürzte alles wie ein Kartenhaus zusammen. Kühngoldere und ihre Mutter Kungold schlugen Alarm mit der Behauptung, dass von dem Lande nichts veräussert werden dürfe, da sie eigentlich einem Ludi Müller gehörten. Die zwei Frauen begaben sich schnurstracks ins Steinhaus nach Wil und sorgten dafür, dass Hans Stöbli, der Schnider, diese Güter dem Ludi Müller zurückgeben musste. Das musste sich nach dem Schwabenkrieg zugetragen haben. Grosser Spott ergoss sich über Stöbli, der offensichtlich einem Betrug zum Opfer fiel, was ihn veranlasste, Wängi zu verlassen. Aber sein Name bleibt mit Wängi verknüpft. Vor dem Schwabenkrieg hat er sich offensichtlich als ursprünglicher Schwabe ganz auf die Seite der Eidgenossen gestellt. Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und stellte dies auch bei der Schlacht von Schwaderloo unter Beweis. Am Morgen des 11. April 1499 war es soweit. Die Schwaben hatten Triboltingen, Ermatingen und Mannenbach angegriffen und die eidgenössischen Besatzungen daselbst umgebracht. Im eidgenössischen Lager in Schwaderloo wurde Alarm ausgelöst, möglicherweise erstmals durch Feuerzeichen auf den Höhen. Die bereits in Schwaderloo versammelten eidgenössischen Abteilungen erhielten aus dem Thurgauer Hinterland (Gebiet zwischen Frauenfeld und Wil, also aus der Landvogtei) Zuzug von etwa tausend Männern. Darunter auch der Stöbli von Wängi. Aber da tat sich unter den Eidgenossen plötzlich ein Standesgraben auf. Die Freien der Stadt Frauenfeld, die vom Wiler Amt, von Bischofszell und dem Tannegger Amt wollten nicht mit den Untertanen marschieren. Die Neuzuzüger hatten also kein Fähnlein, dem sie sich anschliessen konnten. Aber hier kommt Hilfe von Hans Stöbli von Wängi. Mehr darüber unter Kapitel 6 (Besondere Geschichten).

3.9 Was aber ist aus den letzten Stöbi/Stöbli geworden?

Die Letzten von Bronschhofen haben sich in Bütschwil und Umgebung niedergelassen. Es ist interessant zu wissen, dass sie in den grossen Lehensbüchern des Abtes von St. Gallen, die alle zehn Jahre neu erstellt wurden, zunächst als Stöbli eingetragen sind, wobei hinter ihrem neuen Namen in Klammer immer noch der Name Stöbi beigefügt ist. Später, nach Einführung des Buchstabens «ä» haben sie sich Stäubli geschrieben. Noch später, zur Zeit der deutschen Hochsprache, ersetzten sie in ihrem Namen den Diminutivsuffix «li» durch das besser wirkende hochdeutsche «e», so dass der Name heute Stäuble lautet.

Auf Grund der bekannten Fakten darf davon ausgegangen werden, dass die Stöbi nicht mangels Nachkommen ausgestorben sind, sondern schlicht und einfach durch **Namensänderung in Stöbli** von der Bildfläche verschwunden sind.

Nicht verschwunden sind die vielen Familien, die fortan unter einem Familiennamen leben, deren Urahnen die Stöb, Stöbi und Stöbli waren.

4. Kapitel Sippen, resp. Linien

4.1 Gebürtig von ...

Keine Geburt, keine Heirat, keine Steuererklärung ohne die „ewige Frage“ : „... und woher sind Sie gebürtig?“ Suchen wir im „NSB“ Universal - Lexikon nach diesem Wort, ist weit und breit keine Erklärung zu finden. Suchen wir beim Wortstamm „Geburt“, dann hilft uns das auch nicht weiter. Die amtlichen Stellen wollen ja nicht wissen, wo wir geboren wurden, sondern eben woher wir „gebürtig“ sind.

Heute sind wir froh zu wissen, woher unsere Ahnen „gebürtig“ waren, damit man bei den entsprechenden amtlichen Stellen seinen Stammbaum zurückverfolgen kann. Die meisten unserer heutigen Familien sind entweder von Horgen, Sulz, Kirchberg, Magden, Appenzell oder Gachnang gebürtig. Auf den meisten Gemeindeämtern können die Geburts-, Ehe- und Sterbe-Register bis zurück auf das Jahr 1800 verfolgt werden. Im allgemeinen geben die zuständigen Zivilstandsämter auch gerne Auskunft über unsere Vorfahren und stehen Ratsuchenden und auch „Hobby-Genealogen“ mit Rat und Tat zur Seite.

Schwieriger und zeitraubender wird die Forschungstätigkeit dann aber für die Zeit vor 1800. Dies erstens, weil vor 1800 die Kirchen (und nicht die Gemeinden) Tauf- und Ehebücher führten, und zweitens, weil die damaligen Kirchenbücher oft Bränden zum Opfer gefallen sind. Hier ist man auf Staatsarchive im In- und Ausland angewiesen. Wenn wir zu den historischen Ansätzen der heutigen Stäubli/Stäuble/Steuble-Linien vorstossen wollen, bedingt das auch noch eine gute Portion Kenntnis der alten Schriften und hier stellt man bald einmal fest, dass nicht alle Schreiber in Kalligraphie (Schönschreibekunst) ausgebildet wurden.

4.2 Die Steuble von Appenzell

Sie wurden - wie die Kirchberger-Linie - bis heute eher stiefmütterlich behandelt und von Genealogen damit abgetan, dass sie mit den übrigen Schweizer Stäubli nichts verbinde. Wie wir jedoch bereits gehört haben, kommt diese These heute mehr und mehr ins Wanken, ist doch nur schon die Tatsache, dass sich die ersten Appenzeller Steuble in Haslen „Stöbli“ nannten, mindestens ein Hinweis dafür, dass eben doch ein Zusammenhang besteht. Die Stöbli sind seit etwa 1275 ein Seitenzweig der ums Jahr 1000 im Egnach ansässig gewordenen Stöbe. Einer von ihnen, ein Kanoniker, erhielt als erster den uns bereits bekannten Klausralhof „Stöbinshube“ als Erblehen vom Bischof (siehe 3.4. : Vom Hof des Stöb zur „Staubishub“ im Egnach).

Später (1155) hat Kaiser Barbarossa die Bistumsgrenzen neu geordnet und erweitert. Dieses Dokument beweist, dass das Egnach schon früher Bistumsbesitz war, da er darin „die Höfe im Egnach“ erwähnt und bestimmt, dass aus ihren Erträgen die Kanoniker (Weltgeistliche) ihren Lebensunterhalt bestreiten dürfen.

Nun ist aber festzuhalten, dass die Appenzeller Steuble und die Stäuble von Kirchberg nicht dem um 1275 entsprungenen Stöbli-Stamm zuzurechnen sind. Von 1275 bis 1497 bestehen beide Linien nebeneinander. 1497 aber haben die letzten nachgewiesenen Stöbi von Bronschhofen und Wängi ihre Namen Stöbimel in Stöblimel umbenannt.

Nun gibt es schon früher erwähnte Indizien, welche darauf hinweisen, dass der Schneider Hans Stöblimel (gewesener Fähnrich im Schwabenkrieg) der Begründer der Appenzeller-Linie ist. Er lebte nur kurz in Wängi und ist bald nach dem Schwabenkrieg infolge misslicher Familienverhältnisse ausgewandert. Darum erscheint sein Name auch nicht in der Liste der alteingesessenen Familien in der Geschichte der Gemeinde Wängi. Wohin er ging, ist nirgends belegt.

Wir begeben uns für einen Augenblick auf parahistorischen Boden, wenn wir sagen, es sei Haslen im Appenzellerland gewesen. Aber Hinweise gibt es. Seine Sippe wurde an seinem neuen Wohnort „die Schniderlis“ genannt. Der Steuble-Name wird in Appenzell noch heute so geschrieben, wie ihn der Thurgauer Landesgerichtsschreiber in der Eingabe an die Tagsatzung 1542 geschrieben hat:

„Steub(l)e“.

Der Umlaut «oe» wird in «eu» abgebogen, und das «l» wird im Original zwischen «b» und «e» hineingeflickt. Der Schreiber war noch auf den alten Namen Stöbi eingespurt. Die Appenzeller Steuble haben an der Schreibweise «Steuble» seit mindestens 1542 festgehalten. Ein Zusammenhang zwischen ihnen und den übrigen Stäubli/e-Familien kann nicht mehr von der Hand gewiesen werden. Auch diese Linie weist in ihrer Geschichte Akademiker aus.

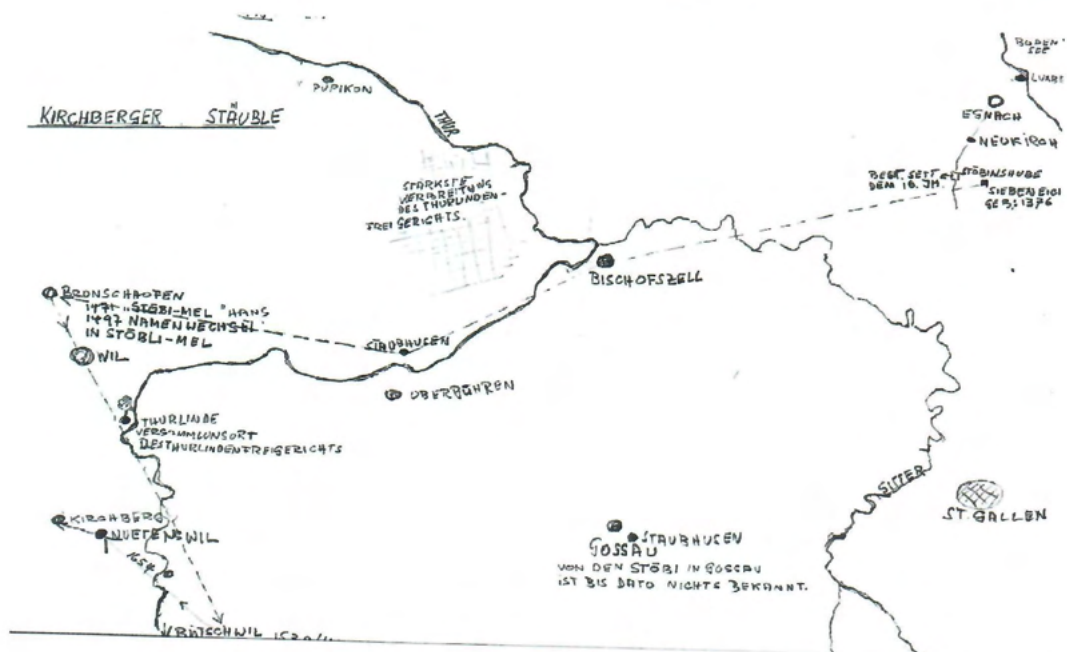
4.3 Die Kirchberger Stäuble

Ähnlich verhält es sich mit der Kirchberger-Linie. Die Kirchberger sind die direkten Nachfahren der Stöblimel von Bronschhofen.

Die Mühle kam 1531 in andere Hände. Die Stäubli liessen sich in Bütschwil nieder und vermehrten sich. Ein Rudolf hatte in der Nähe von Moosnang ein Bauerngut inne; der Glückshafenrodel erwähnt ein Engeli Stöblimäl. Offensichtlich hat Hans der Jüngere die Mühlen schon früher seinem älteren Bruder Georg übergeben, um sich in Bütschwil niederzulassen. Es entsteht dort eine Stöbli-Sippe, die sich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hält. Aus dem Ehebuch der katholischen Kirchgemeinde Kirchberg geht hervor, dass ein Jakob Stäublin von Bitzischwil am 15. Februar eine Regula Faust ehelichte. Sie nahmen Wohnsitz in Nutenswil in der Gemeinde Kirchberg, wo die Familie heute noch blüht. Der Übergang von Bronschhofen lässt sich sehr schön rekonstruieren durch die grossen Lehenbücher des Abtes von St. Gallen, die alle zehn Jahre neu erstellt wurden. Zum Beispiel werden unter dem Jahr 1540 die Stöbli erwähnt, wobei hinter dem neuen Namen der alte Name «Stöbi» in Klammern beigefügt ist (Eintrag von späterer Hand). Es kann also gar kein Zweifel darüber bestehen, dass die Kirchberger die direkten Nachfahren der Stöbi von Bronschhofen sind. Ursprünglich waren sie Landwirte, später betätigten sich welche in der Weberei-Industrie, wieder andere wurden Kaufleute. Ein Spross wurde Pfarrer in Marbach. Sein Bild (ein kleineres Ölgemälde) findet sich heute noch im Stammhaus der Familie in Kirchberg.

Auf der Suche nach einem Familienwappen konsultierten die Kirchberger Stäuble einen Heraldiker in Einsiedeln. Nach einer Legende verstanden sie sich als vertriebene Katholiken von Horgen, die zunächst in Einsiedeln Unterschlupf fanden, später aber weiterzogen und sich über Etzel und Ricken ins Toggenburg begaben, wo sie sich schliesslich in Kirchberg niederliessen. Der Einsiedler Heraldiker musste von dieser Legende Kenntnis haben und belieferte die Kirchberger prompt mit dem Familien-Wappen der Horgener-Sippe (Brief von Frau Kielholz, Wappensammlung St. Gallen, Gossau).

Die Kirchberger Stäuble stammen ebenfalls nicht von den Stöbli ab, die als Abzweigung der Stöbi 1275 bekannt sind, sondern sind direkte Nachfahren des Urstammes «Stöbi». Sie sind durch Namenswechsel 1497 zum Namen Stöbli gekommen.



4.4 Die Horgemer Linie

Das 15. Jahrhundert ist das Jahrhundert des Auszuges der noch in der Ostschweiz vorhandenen Stöbi und Stöbli. Das heisst nicht, dass sie die einzigen waren. Es können noch andere vorhanden gewesen sein, von denen wir keine Kunde haben. Der Grund: Jenen Teil des Bischofsarchives von Konstanz, der den Kanton Thurgau betraf, konnte das Kantonsarchiv - wahrscheinlich aus Platzmangel - nicht aufnehmen. Aus diesem Grunde hat es der damalige Staatsarchivar Pupikofer nach Leimbach /TG ausgelagert, wo es leider verloren ging. Daher können wir auch nicht genau sagen, von wo die ersten am Zürichsee auftauchenden Stöbli kommen. Ebenfalls ist der Grund ihres Auszuges unbekannt; es mögen Hunger, Seuchen, karge Existenzmöglichkeiten oder politische Gründe gewesen sein.

Die Stöbli (Stöbi) ziehen ins Toggenburg und Appenzellerland, die Stöbli kommen an den Zürichsee, und eine bis jetzt nicht erwähnte Stöbi-Gruppe wird durch einen Ullinus Stöbi im Kanton Fribourg im Uechtland um 1430 gegründet. Sein Beruf war Schmied und er wurde 1553 in Fribourg eingebürgert. Sein Herkunftsort wird nicht genannt. Sollte er aber aus dem oberen Kanton Thurgau kommen - Handwerksburschen kamen auf ihrer Wanderschaft in jener Zeit weit herum - dann dürfte er die Ostschweiz um die gleiche Zeit verlassen haben wie jene Stöbli, die 1420 in Rüschlikon angekommen sind. Seine Nachfahren nennen sich heute Steuby und sind in Cordast und Barberche ansässig. Die Entwicklung des Namens verläuft in etwa den gleichen Wegen wie die der Stöbi und Stöbli in der Ostschweiz.

1420 kommen zwei Stöbli nach Rüschlikon: Rüdiger und Hainrich (Heini).

Sie erwerben einen lehenspflichtigen Baumgarten. Ich halte sie für Vater und Sohn, wobei ich in Rüdiger den Vater sehe, da er nach 1420 in keiner weiteren Urkunde mehr erwähnt wird. Sein Sohn Hainrich scheint nach des Vaters Tod in Horgen Wohnsitz genommen zu haben. Er gründet dort eine Familie, aus der nachgewiesenermassen vier Söhne entstammten: Hainrich, Rudj, Ulj und Hans. Der Text zum Stammbaum von Dr. C. Stäubli (1916) hält zwar fest, dass sich nicht mehr feststellen lasse, in welchem Verwandtschaftsverhältnis die vier zueinander gestanden hätten. Es müssen aber Brüder gewesen sein, da es um diese Zeit keine anderen Stöbli in Horgen gab. Hans, der Jüngste, erbte und begründete die Horgemer Linie (1466/67). Seine drei Brüder mussten auswandern. Ihre neuen Niederlassungsorte konnten vor wenigen Jahren in Gachnang (Hainrich), Rudj (mit Vorbehalt) im zum deutsch-laufenburgisch gehörenden Hochsal-Rotzel und Ulj in Magden/AG gefunden werden. Der Stammbaum von Dr. C. Stäubli gibt die Schreibweise des Familiennamens damals mit «Stüblj» wieder. Der Sohn Rudj's, der sich in Leidikon, im aargauischen Sulztal niederliess, nennt sich in einem Steuerrodel von 1496 (Säckingen) ebenfalls «Stüblj». Die Kontinuität der damaligen Schreibweise ist also gesichert.

Von Hans Stöbly und seiner Frau stammen folgende Söhne ab: Jagli, Ulj und Hansli. Diese drei hatten wiederum Kinder. Man kann aber hier nicht mehr feststellen, wer von wem abstammt. Die Namen in der dritten Generation wiederholen sich: Heini, Ulj, Uli, Heini und Hans. Auch in dieser Generation ist unsicher, wer der Vater von wem ist.

Jetzt aber wird der Stammbaum konkreter. In der vierten Generation wird ein Ulj Stäubli „uff dem Äbnet“ erwähnt, dessen Nachkommen als Hans, Heiny und Rudolph identifiziert sind. Die Nachkommen der Geschwister des Heiny (1521 - 1539) werden nicht mehr berücksichtigt. Wer nicht im Stammbaum von Dr. C. Stäubli erwähnt ist, muss in der Weiterverfolgung des eigenen Stammbaumes bis in die dritte Generation zurückgehen. Dies sollte möglich sein auf Grund des Materials im Archiv der Allmendkorporation und der Kirchenbücher. Das ist zwar ein dankbares, aber äusserst arbeitsintensives Unterfangen.

4.5 Die Sulzer Linie

Ihr Begründer ist Rудj, ein Sohn des Hainrich von Horgen, nur ist bis jetzt sein Niederlassungsort im Kanton Aargau noch nicht definitiv bekannt. Hinweise dafür, dass es Hochsal-Rotzel ist, ein Hof, der zu Klein-Laufenburg auf deutscher Seite gehört, sind vorhanden, aber noch nicht gesichert. Dr. H. Faller, Säcking, der den Ort nach den Kirchenbüchern bearbeitet hat, ist der Ansicht, dass es Rotzel ist, und führt dafür zwei Gründe an:

1. Die Stäuble werden zuerst in Hochsal-Rotzel erwähnt.
2. Die Stäuble müssen das Gebiet von Süden her besiedelt haben, da der Name an den Orten nördlich von Niederdorf, Rotzel, Rhina Oberwihl (Görwihl), wo die Stäuble sesshaft waren, nicht mehr erscheint. Bei diesen nördlicher gelegenen Orten handelt es sich um Todtmoos, Ibach, Dachsberg, Herrischried, Hänner, Rippolingen oder Harpolingen, sowie um Schachen und Albert der Gemeinde Albruck.

Das GLA (General-Landesarchiv) Karlsruhe hat weitere grössere Recherchen diesbezüglich in Stuttgart in Aussicht gestellt.

Bislang galt Barthlin Steublin, der 1535 Fronmüller auf der Mühle zu Leidikon wurde, als Begründer der Sulzer Linie. Diese These ist überholt durch den kürzlichen Fund eines früheren Zinsrodels des Stiftes Säcking aus dem Jahre 1496, in welchem ein Fridly Stübli in Leidikon erwähnt ist. Dieser Fridly Stübli (auch als Fridlin Stüblin und Fridly Stoibly im gleichen Dokument zu erkennen) ist erstmals in einem Urbar genannt und zwar mit Datum vom 27. VIII.1481 (Dokument des GLA Karlsruhe 16/110, Nr. 2074). Somit ist der Beginn der Sulzer Linie erstmals 1481 beurkundet.

Interessanterweise beginnt der Horgemer Stammbaum im Blick auf die Söhne des Hainrich ebenfalls mit der Namensschreibweise «Stübli». Dieser Fridli wäre demnach ein Sohn des Rудj und somit auch der Begründer der Sulzer Linie. Es ist noch fraglich, ob es nicht auch eine eigene Linie von Laufenburg gibt. Dies wäre möglich, wenn der 1498 erwähnte Urteilssprecher Heman Stöiebli ebenfalls ein Sohn des Rудj wäre. Man beachte, dass sich Fridli Stübli gemäss oben erwähntem Zinsrodel zwei Jahre später - also 1498 - nicht mehr Stübli, sondern Stäubli nennt. Die Frage «Laufenburg» muss noch näher untersucht werden.

Zu erwähnen wäre noch, dass sich Barthlin Steublin in seinem zweiten Revers an die Äbtissin von Säckingen 1545 ebenfalls «Stoebli» nennt.

De angerech von gütlichen gütlichen Epissin der gütlichen und dreyssig sine fülle zu dem mit bekoment und mit
 Amt offentlich mit diesem brieft das die bestanden für die hülff und da anilla ge leihen und fiedly
 fiedly Steublin einen arden gütlichen vortsel untereinander gütlich hand daltz die gemelt fiedly hüllungen dem gütlich
 hülff gehört hat auch ein jucharten arden vnder dem kälchigen ze leideh hüllen an der püntem so in die
 anilshülff gehört geleiten die vor in die hülff ze leideh hüllen gehört hat gelehrt und vortsel
 hülff mit dem vnderstend die hülff zu dreyssig ziten der arden zu hülff gütlich in die gemelt hülff der hüllen
 ze leideh hüllen vortsel die jucharten arden vortsel gelehrt gelehrt in der hülff hülff der hüllen
 und dreyssig hüllen vortsel vortsel hüllen vortsel vortsel hüllen vortsel hüllen vortsel hüllen vortsel
 gemelt vortsel gütlichen vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 die solliche dreyssig hüllen vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 werden vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 an hülff vortsel gemelt vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 zu den dreyssig hüllen vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 lichen mit diesem brieft für und vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 und hüllen zu dreyssig ziten vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 und vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 vortsel hüllen zu dreyssig ziten der gemelt fiedly hüllen in vortsel vortsel vortsel vortsel
 jucharten arden ze leideh hüllen der jucharten gelehrt als vortsel vortsel in der hüllen hüllen
 und der gemelt fiedly hüllen in vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 ander hüllen in die hülff ze leideh hüllen vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 gemelt vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 der zu offen vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 gemelt hüllen an diesem brieft der gütlich ist an vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel
 vortsel hüllen vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel vortsel

4.6 Die Magdener Linie

Über diese Linie weiss ich bis jetzt wenig zu berichten, da die Informationen sehr spärlich fliessen. Aus den Annalen weiss ich, dass der Begründer dieser Linie Ulj Stübli war, ebenfalls ein Sohn des Hainrich Stübli von Horgen. Er ist in einem Olsberger Urbar bezeugt als Ulj Steiblj (Lokalidiom). Nun hat mir Sebastian Stäubli an der Lanzenbergstrasse in Magden ein Wappenfoto der Stäubli gezeigt, das mir bis anhin unbekannt war. Mehr über dieses Wappen erfahren wir unter dem 5. Kapitel.

Mit dem Fortschreiten der Forschung und der Fertigstellung der Magdener Dorfchronik hoffen wir weiter über Magden berichten zu können.

4.7 Die Linie von Gachnang - Islikon

Die Linien Wellhausen und Islikon sind im Mannesstamm ausgestorben. Am Verblühen sind die Linien Weckingen und Bewangen. Diese Linien sind alle erschlossen und die Stammbäume sind erstellt. Von der Weckinger Linie findet sich in Frauenfeld noch ein kinderloses Ehepaar. Mit seinem Ableben wird dieser Stamm im Kanton Thurgau aussterben. Von diesem Stamm aber blüht noch ein Zweig im Kanton Zug.

Die Bewanger Linie (Kanton Zürich) hat sich über Burg-Häuslenen-Frauenfeld am längsten in Niederneunforn gehalten. Dieser Linie gehört Hermann Stäubli-Henking an. Von seinen verstorbenen Brüdern Werner und Ulrich Stäubli, sind weitere männliche Nachkommen da. Jeder seiner beiden Neffen hat einen Sohn. Der eine hat Wohnsitz im Kanton St. Gallen, der andere in Johannesburg, Südafrika. Von seiner Familie hatte Hermann in einem Rundbrief berichtet.



Das Stäubli-Haus in Niederneunforn in welchem sich ursprünglich die Wirtschaft zur Haftung befand. Der Eingang ganz aussen links beherbergte ursprünglich Post und Warteraum. Das Foto zeigt die Liegenschaft nach dem letzten Umbau, nachdem die Nachbarliegenschaft erworben wurde. Nach dem Tode meines Bruders ist die Liegenschaft an seine Tochter, Frau Helen Müller-Stäubli übergegangen: Hermann Stäubli.

5. Kapitel Wappen

5.1 Generelle Bemerkungen

Hinsichtlich der Wappenfrage wird es noch einige Auseinandersetzungen geben. Zunächst möchte ich auf eine Sache hinweisen, die sicher beweist, dass der Verfasser der Chronik über die Fabrikanten-Familie Stäubli-Höhn in Horgen auch der Ansicht war, dass die **Familien Stäubli und Staub auseinander gehalten werden müssen**. Das kommt in seinem Abschnitt über die Wappen deutlich zum Ausdruck .

Ich zitiere: «Ein weiteres Wappen findet sich in der löblichen Bürgerschaft von Winterthur 1855. Es stellt dar: gelben umgekehrten Anker auf rotem Grund und grünem Dreieck. Es ist das Wappen der Familie, die sich von Christian Stäubli, Hafnermeister, geboren am 2. September 1800 (Salomea Meier, geboren 1803), ableitet, welcher, aus Horgen stammend, sich 1843 in Winterthur eingebürgert hat. Das Wappen ist identisch mit demjenigen der Staub von Thalwil und Horgen, so scheint die Winterthurer Linie das Staub-Wappen angenommen zu haben, was natürlich unzulässig ist »

In diesem letzten Satz wird die Trennung, die Dr. C. Stäubli zwischen Stäubli und Staub gemacht hat, deutlich. Diese Linie ist in Winterthur ausgestorben.

5.2 „Stäubli - Heraldik“

Familienwappen im Sinne alter Heraldik besitzen wir nicht. Sie sind alle neueren Datums, wobei die ältesten dem frühen 18. Jahrhundert angehören. Man kann sie, auch wenn sie noch so imponierend mit Federbusch, Helm und Helmzier von jüngeren Heraldikern versehen sind, nicht mehr im altheraldischen Sinn als Wappen ansprechen, auch wenn sie in Wappenform präsentiert werden; es sind **Familienzeichen**.

Grundsätzlich hat jeder das Recht auf ein eigenes „Firmenzeichen“. Er kann sich von einem Heraldiker ein Wappenbild entwerfen lassen - aber es muss ein seriöser sein, der sich im Bestand vorhandener Zeichen auskennt, so dass nicht zwei gleiche entstehen. Um öffentliche Anerkennung zu finden, muss es auf der kantonalen Wappensammlung, die meistens dem Staatsarchiv angeschlossen ist, registriert werden. So kann ein Vater verschiedene Söhne haben und jeder kann sein eigenes Wappen führen. Diesen Tatbestand finden wir bei den zwei Thurgauer Steubly (in) - Zeichen, auf der Wappenscheibe des Schiessvereins Felben-Wellhausen aus dem Jahre 1704 (siehe unter Punkt 5.6).

Heimlich hatte ich noch immer gehofft, der erste Stöbli - Cunradt - hätte gesiegelt und wir würden in Lindau noch auf ein Dokument stossen mit seinem Siegel. Sollte eines Tages die kaum erfüllbare Hoffnung Wirklichkeit werden, dann hätten wir ein Siegel - ein Wappen im eigentlich heraldischen Sinn, das zu führen alle Stäubli/Stäuble/Steuble berechtigt wären.

5.3 Das Stäubli - Wappen von Horgen

Auch hier bahnt sich eine Auseinandersetzung an. Ich zitiere Dr. C. Stäubli:

«Unser eigentliches Wappen findet sich dagegen im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich auf einer weiss-blauen Ofenkachel, die im Zimmer 48 zwischen den Kacheln Hirzel und Landolt (der Linie des Landvogts von Greifensee) hängt. Sie weist neben dem Stäubli- auch das Hüni-Wappen auf und trägt die Jahrzahl 1737. Inschrift: Andreas Hüni und Kungold Stäubli, sein Ehegemahl!»

(Gemäss Information vom April 1998 ist diese Kachel heute nicht mehr im Landesmuseum in Zürich. Möglicherweise ist sie in Privatbesitz zurückgekehrt.)

Die Familien von Horgen besitzen mindestens 5 Familienzeichen. Das bekannteste ist dasjenige, welches Dr. C. Stäubli rekonstruieren liess, das sich aber als Vorgabe seit 1737 - wie zuvor erwähnt - auf einer Ofenkachel befindet.



Das Wappenbild besteht aus einem Doppelangel mit nur einem Widerhaken an den Armen, Halbmond (Mondsichel), drei sechszackigen Sternen. Über die Farbgebung ist sich Dr. C. Stäubli nicht sicher. Daher liess er sich von zwei Heraldikern (Münger, Bern und Aloys Balmer, München) nach Vorgabe des Wappenbildes die Farbgebung bestimmen. Beide haben unabhängig voneinander die Mondsichel, Angel und die drei Sterne auf ein blaues Feld gesetzt, was offensichtlich damaliger Norm entsprach. Nach meinem Empfinden ist aber das auf dem Helm sitzende Schirmbrett nicht am Platz, da es auf eine adelige Abstammung hinweist, die aber bis heute nicht bewiesen ist.

Der ersterwähnte Stöbli in Berlingen, der aber im Egnach wohnte, war zwar ein gutbetuchter Herr. Nach seinen Gütern zu schliessen, stammte er aber im streng heraldischen Sinn - vielleicht als erster Stöbli - von den Stöbi ab und bekleidete im besten Falle den Rang eines Landjunkers. Der Sozialstatus der Hüni, Stäubli und anderer alteingesessener Familien in Horgen, die öffentliche Ämter bekleideten, dürften etwa dem des ersten Stöbli entsprechen (niederer Landadel). Es gibt keine «von und zu».

Dr. C. Stäubli hatte wohl keine Ahnung von der Farbgebung des Wappens - und seine Berater trafen wahrscheinlich die ursprüngliche Farbgebung nicht.

Das zweite Zeichen ist in eine obere und untere Hälfte geteilt. Oben zeigt es ein halbes Mühlrad, in der unteren Hälfte ein Stundenglas. Beide Symbole erscheinen nochmals in der Helmzier. Das Mühlrad in Gold, Helmdecken in Schwarz und Silber.



Dann folgt das Zeichen von Fabrikant Theodor Stäubli. Es ist ebenfalls in zwei Hälften geteilt. Die obere Hälfte zeigt drei Köpfe, die untere fünf Herzen. Die Farben sind mir nicht bekannt.

Weitere Zeichen befinden sich auf grünen Ofenkacheln im Ortsmuseum von Horgen.

5.4 Das Stäuble-Wappen von Sulz

Die Stäuble-Familien von Sulz haben ebenfalls ihr Wappen (es ist im Wappen- und Siegelarchiv des Staatsarchivs in Aarau deponiert). Es zeigt eigenartigerweise ebenfalls das Staub-Wappen, welches durch einen Stern in der Gabelung des aufgestellten Ankers „angereichert“ wurde.



1. Seit wann existiert das Sulzer Stäuble-Wappen?
2. Wann und wo tauchte es zum ersten Mal auf?
3. Da das Sulzer Wappen ebenfalls auf einem grünen Dreieck steht, analog dem Staub-Wappen, muss herausgefunden werden, woher stammt der Stern?
(War es die Laune eines Heraldikers oder Gefälligkeit eines Graveurs?)

Zeitlich könnte angenommen werden, dass das Winterthurer Stäubli-Wappen, das bereits 1855 existierte, von einem wappensuchenden Sulzer Stäuble gefunden und übernommen wurde, der dann als Unterscheidungszeichen den Stern ins Wappen einfügen liess! Ich habe in der eigenen Familie solche Wappenmanipulationen durch „Jahrmarkt-Heraldiker“ feststellen können. Eine weitere Version, die im Zusammenhang mit diesem Wappen herumgeboten wird ist die, dass der grüne Dreieck bedeute, dass die Stäuble von Sulz Leibeigene waren. Dies trifft zu und wird auch von andern Stellen bestätigt. Dass der Stern anzeige, dass sie einmal gegen die Türken gekämpft haben, dürfte hingegen kaum zutreffen. Vielmehr ist der Stern im Sulzer-Wappen als Unterscheidungsmerkmal zum Staub-Wappen zu betrachten.

Laut Bürger-Bibliothek in Luzern ist das heutige Sulzer-Wappen das ursprüngliche Familienzeichen des Ignaz Stäuble, Lehrer von Sulz/AG, in Luzern. Er liess sich daselbst einbürgern und von «Vivis» das oben abgebildete Wappenbild schaffen. Es kann in der Bürger-Bibliothek in Luzern eingesehen werden und befindet sich in der Siegelammlung Schürmann.

Die direkten Nachkommen dieses Ignaz Stäuble haben das Recht, dieses Zeichen zu gebrauchen. Ob noch solche da sind, weiss ich nicht. Die Sulzer Stäuble haben sich um dieses Wappen bemüht. Es ist heute im Kanton Aargau allgemein anerkannt.

5.5 Das Appenzeller Steuble-Wappen

Nach einem Brief (datiert vom 8.11.1990) von Frau M. Kielholz-Müller in Gossau, die das Wappen- und Siegelarchiv von St. Gallen führt, haben die Appenzeller Steuble einfach das Staub-Wappen übernommen, was nach Dr. C. Stäubli unzulässig ist.

5.6 Die beiden Thurgauer Stäubli-Wappen

Der Horgemer Spross, der die Thurgauer Linie begründete, Hainrich, 1481 erstmals in Gachnang erwähnt, hat Horgen ebenfalls 1466/67 verlassen.

Von seinen Nachkommen stammen die beiden uns heute bekannten Wappen.



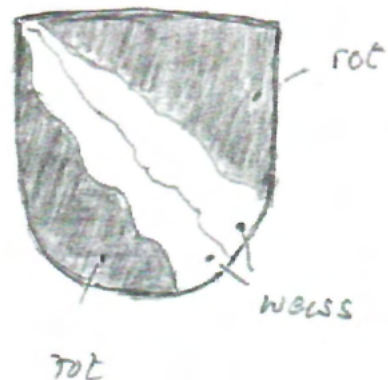
Das eine Familienzeichen zeigt über einem grünen Dreieck eine Spitzschaufel, links und rechts von der Stielführung zwei gleichgestellte 4. Oben links und rechts von der Schaufelspitze ein sechsstrahliger Stern. Schaufel in Silber, Zahlen und Sterne in Gold, das ganze auf rotem, flachen Untergrund. Oben über das Schriftband: «Hans-Ulrich Steübly Chälhofer».

Das zweite Zeichen betrifft seinen Sohn Johannes. Es besteht aus einem leicht barocken Schild, mit flachem Untergrund, rot gehalten. Die aufgezeichneten Symbole: gebundene Weizengarbe, links und rechts des Garbenbündels zwei gegenstellliche Sicheln. Unter den Sichelgriffen links und rechts zwei gleichgestellte 4. Garbe, Sichelgriffe und 4 in Gold, Sichelblätter in Silber. Ein schlichtes, ansprechendes Zeichen, das als Hommage an den Beruf des Bauern appelliert. Oben über dem Wappenbild das Spruchband: «Johannes Steübly». Er war Bürgermeister. Der Stamm starb im Jahre 1795 aus.

Zu den Wappen ist weiter nichts zu sagen, als dass sie von einem Nichtfachmann hergestellt wurden. Die Nummer 4 auf dem Wappen ist nicht gegenstellig. Die 4 bedeutet die vierte Generation der Familie, die ins Bürgerrecht Wellhausen aufgenommen wurde. Die Wappen können im Gemeindehaus Felben-Wellhausen nachgeprüft werden. Die Schützentafel mit den Wappen ist im Gang der Gemeindekanzlei im ersten Stock ausgestellt. Bei diesen Wappen handelt es sich lediglich um so genannte „Familienzeichen“. Ich darf hier noch beifügen, dass die Stäubli von Weinigen nicht von Weckingen, sondern von Wellhausen kamen.

5.7 Das Stäubli-Wappen von Magden

Magden besitzt ein registriertes Familienzeichen. Es zeigt auf rotem Untergrund drei schwarze Wellenlinien, die von der linken oberen Ecke in die untere rechte Rundung führen, wobei sie sich nach unten ausweiten.



Von Magden existieren noch zwei neuere, nicht registrierte Familienzeichen.

Es taucht ein pompöses, wohl von einem Laien kopiertes Wappen auf, das genau dem Wappenbild des Horgemer Stäubli-Wappens entspricht, aber in den Farben Gold, Rot, Weiss (Silber) mit Helmzier: Doppelflügel, Federn weiss, rot, gold gefasert. Helm mit Brustplatte, die das Wappenschild hält, eher klein. Wappenschild: Rot, mit Silber durchwirkt, darauf die Embleme: Anker (nicht Angel) in Silber und die drei Sterne, sowie die über dem Anker liegende Mondsichel in Gold. Schriftband: Stäubli (eher neuere Schrift). Es lässt sich vermuten, dass es die Handkopie eines älteren Wappens ist.

Ich vermute, dass es aus dem Raume Magden, Rheinfelden, Laufenburg stammt, da das Wappen die habsburgischen Farben bevorzugt; Laufenburg gehörte ja damals den Habsburgern. Basierend auf einem Gespräch mit dem Besitzer des Wappens stammt auch dieses Symbol aus dem Staatsarchiv in Aarau. Ich halte dieses Wappen für das Älteste.

Das zweite Wappen, das ich aus Magden erhalten habe, stammt meines Erachtens aus jüngerer Zeit. Neben der üblichen Wappenzier besteht das Wappen aus einem ziselierten Goldgrund und einem grünen Ölzweig, der von der linken Ecke unten in die rechte obere Ecke führt.

Wenn das alte Stäubli-Wappen, das in Magden gefunden wurde, tatsächlich ein abgeändertes Schriftband haben sollte - Stäubli statt Stöbli oder Staible(i) - dann hätten wir es wieder mit der Gefälligkeit eines Heraldikers zu tun und es würde sich so verhalten:

Im Falle «Staible(i)» wären dann nur die Magdener berechtigt, dieses Wappen zu führen. Die Situation wäre dann wohl die, dass einer der Vögte, die diese Familie stellte, geadelt worden ist. Diese standen zum Teil in enger Verbindung mit den Herzögen von Österreich. War aber der ursprüngliche Name auf dem Schriftband «Stöbli», dann wären alle Stäubli, die ihre Herkunft auf das Egnach zurückführen (also auf den ersten Cunradt Stöbli) berechtigt, dieses Wappen zu beanspruchen. Diesbezügliche Untersuchungen sind im Gange.

Das Wappenbild würde auch für die frühen Bauten anstelle der nun stehenden Luxburg zutreffen. Zitat: «Das Schloss auf dem Boden der Gemeinde Egnach bei der Mündung der Luxburger Aa in den Bodensee war früher durch diesen Bach vom Land getrennt. » Carl Stumpf bezeichnete die Anlage als «ein Fläcke im See mit lustigen Vischentzen und wohlerbauwnen Burg».

5.8 ...und die Kirchberger Stäuble ?

Die Kirchberger Stäuble besitzen noch kein eigenes Familienzeichen.

6. Kapitel Besondere Geschichten

6.1 Chronik über die Stäubli-Familien von Horgen

Ein Leckerbissen besonderer Art für alle Stäubli-Familien ist zweifellos die

"Geschichte der Familie Stäubli von Horgen"

seinen Verwandten überreicht von Dr. med. Carl Stäubli, Priv.-Doz. der inneren Medizin an der Universität Basel, herausgegeben 1916 (für die Familie als Manuskript gedruckt).

Wer wann und wie je ein Exemplar dieses interessanten Buches erhalten hat wissen wir nicht. Ein Exemplar befindet sich bei meinen Unterlagen und es wurde im Verlaufe dieses Werkes auch verschiedentlich zitiert. Ich möchte nicht verfehlen, auch den allerletzten Abschnitt zu zitieren, da er auch für dieses Werk zutrifft:

So mag denn diese Arbeit, die mir viel Mühe, aber auch viel Freude bereitet hat, als Zeichen echten alten Schweizertums ein Plätzchen unter den Büchern meiner Verwandten finden.

St. Moritz, im Herbst 1913.

sig. Dr. C. Staeubli»

Das Werk umfasst 119 Seiten und ist interessanterweise mit «Staeubli» unterzeichnet, obwohl der Titel mit «Stäubli» angegeben wird. Aber wir haben uns ja inzwischen bereits daran gewöhnt, dass die Schreibweise unseres Familiennamens über all die Jahrhunderte verschiedene Mutationen erlebt hat.

6.2 Cunrad Stöbli, ein Landjunker ?

Was nun hier dargestellt wird, ist ein super-parahistorischer Entwurf über den Wohnort des Cunrad Stöbli von „Berlingen“.

Aber das Auftauchen eines neuen Stäubli-Wappens in Magden, das - wie bereits bekannt - demjenigen von Horgen entspricht, jedoch in ganz anderer Färbung, veranlasst mich, diese Zeilen zu Papier zu bringen, damit diese ferne Möglichkeit nicht aus den Augen verloren geht.

Ich habe immer die Meinung vertreten, dass die Stäubli (Stöbli) als Abkömmlinge der seit dem 10. Jahrhundert anwesenden Stöbi ihren Wohnsitz im Egnach hatten. Nun bin ich im Thurgauer Burgenbuch auf die Luxburg im Egnach gestossen und habe dort in Erfahrung gebracht, dass sie auf „vielleicht“ älterem Mauerwerk erbaut wurde und wohl erstmalig „Lustbühl“ hiess (St. Galler Chronist Vadian) und im Jahre 1390 von der Lindauer Kaufmannsfamilie Hainzel käuflich erworben worden war.

Ich vermute nun, dass der dem Schlossbau vorangegangene Steinbau Wohnsitz des Cunrad (Konrad) Stöbli war, den ich als Landjunker einstufe.

Vadian schreibt: «Nächst ob Romisshorn liegt ein fleck in dem see mit einer lustigen vischenz und wohl erbauten Haus, den nennt man den Lustbühl.»

Ich glaube nun, dass die Güterverkäufe des Cunrad Stöbli 1353 in Berlingen zwangsmässig getätigt wurden, um sein Gut im Egnach halten zu können. Die Familie verarmt, und sein Sohn Rüdiger muss schliesslich 1390 verkaufen. 1420 taucht er dann mit seinem Sohn Heini (Hainrich) in Rüschlikon auf. Wie bereits an früherer Stelle vermerkt, sind die beiden möglicherweise wegen Seuche, Hunger oder aus politischen Gründen aus dem Egnach weggezogen. Sollte sich dieser Entwurf bewahrheiten, dann wäre die Verarmung der schwerwiegendste Punkt.

6.3 Der Fähnrich Hans Stöbli, Schneider, von Wängi

1) Ein ungenauer Historiker: J.A. Pupikofer

Die Geschichte beginnt mit dem damaligen Staatsarchivar J.A. Pupikofer. Wir schreiben das Jahr 1803. Das Bistum Konstanz wird aufgelöst und sein Archiv auf jene Gebiete verteilt, mit jenen die Akten zu tun haben. Der Kanton Thurgau, in welchem das Bistum weite Besitzungen hatte, dürfte den Löwenanteil des Archivs erhalten haben. Man weiss, dass Pupikofer den Dokumentenanfall gesichtet hat. Akten, die andere Gebiete betrafen, hat er ausgetauscht und was er als nicht sehr wichtig ansah, schied er aus und lagerte es – wohl aus Platzgründen – in Leimbach ein, wo es schliesslich verloren ging.

Historiker machen bis heute Pupikofer den Vorwurf, dass er nicht angeben könne, von wo er seine Informationen habe. Dieser Vorwurf mag zum Teil berechtigt sein. Andererseits möchte ich aber festhalten, dass er gerade aus der Durchsicht des umfangreichen Materials aus dem Bischofsarchiv Informationen hatte, die heute niemandem mehr zugänglich sind.

In der Geschichte der Stäubli in der Landgrafschaft Thurgau kommt beides zum Zug. So schreibt er: „Im Schwabenkrieg hätte der Fähnrich Stöbli das Thurlindenfähnlein getragen und er hätte in der Schlacht von Schwaderloo 1499 rund 1000 Hinterthurgauer angeführt.“

Nur, ein Fähnlein des kleinen Thurlindengerichts hat es nie gegeben. Im Abschied der Tagsatzung vom Oktober 1542, wo die Angelegenheit vom Fähnrich zur Sprache kommt, heisst es, dass es sich um dasjenige Fähnlein gehandelt habe, das die Weinfelder schon in den Waldmannischen Wirren gebraucht hätten. Hier liegt Pupikofer sicher nicht richtig. Er gehörte mit grosser Wahrscheinlichkeit selbst diesem Gericht an, da nach der Verbreitungskarte dieses Gerichts Pupikofer selbst hälftig zu diesem Freigericht gehörte (TG-Beiträge zur vaterländischen Geschichte 1966, Seite 29). Hier ist er der Versuchung erlegen, dem Thurlindenfreigericht den Widerstand gegen die Untertanenstruktur über die Unedlen der Landgrafschaft zuzuschreiben.

Schon in meiner Schulzeit habe ich mich gefragt: „Wo in aller Welt ist denn bei den Thurgauern der Drang und Wille zur Freiheit geblieben? Warum haben sie sich nicht gegen den demütigenden Status der Untertanenschaft zur Wehr gesetzt?“ Und diese Fragen haben auch Pupikofer bewegt! Er suchte darauf nach einer Antwort. Aber nicht nur Pupikofer haben diese Fragen beschäftigt, nein, auch der Festredner am Schwaderloo-Schiessen von 1949 ging auf diese Fragen ein. Da er die wirkliche historische Situation nicht kannte und auch nicht kennen konnte, weil man sie totschwieg, sagte er, die Thurgauer seien eben gehorsame Untertanen gewesen, diese Existenzart hätte ihnen entsprochen und sie hätten sich dabei wohlgefühlt (frei aus dem Gedächtnis wiedergegeben). Auch das stimmt nicht! Der Widerstand war da. Das wusste Pupikofer. Er sah ihn in der Person des Fähnrich Stöbli von Wängi. Er liess ihm aber nicht seine Eigenständigkeit als Anführer dieser Freiheitsbewegung, sondern ordnete ihn dem Thurlindenfreigericht unter. Was er da tat, ist aber kaum möglich, sonst hätte sich der Widerstand Frauenfelds und des Landvogts Schiesser auch gegen dieses Freigericht richten müssen.

Diesen Fähnrich bewegten in seinem Herzen Freiheitsgedanken; er hielt damit nicht hinter dem Berg zurück und fand gerade bei den Thurlindenleuten Gehör, da diese ebenfalls unter der politischen Ordnung der Untertanenschaft im Thurgau litten. Sie strebten offenbar – wie der Fähnrich – die Gleichstellung mit den 7 Orten der damaligen Eidgenossenschaft an. Aber der Anhang des Stöbli bestand nicht nur aus Mitgliedern des Freigerichts. Da waren noch andere, die gleicher Gesinnung waren. Männer aus beiden Teilen ergaben die ca. 1000 Mann, die sich am Schlachttag aus dem hinteren Thurgau in Schwaderloo einfanden. Da nun das Fähnlein von Frauenfeld diese Neuankömmlinge nicht in sein Fähnchen aufnahm, wurden sie dem Kommando von Hauptmann Stoffel Suter von Felben unterstellt, der in Lengwil stationiert war, und es musste in aller Eile für diesen Truppenteil ein Fähnrich gewählt werden. Da der Hauptteil dieser Truppe aus Anhängern des Stöbli von Wängi bestand, wundert es nicht, dass diese ihren Gesinnungsgenossen zum Fähnrich wählten. Man kann sich fragen, weshalb sich die Frauenfelder weigerten, diese Hinterthurgauer in ihr Fähnchen aufzunehmen. Ich meine, die Frauenfelder wussten genau, was für politische Ziele diese anstrebten.

Man bedenke, dass Frauenfeld um eines seiner wichtigen Privilege gekommen wäre, wenn Stöbli's Anhang seine Ziele hätte erreichen können. Die Frauenfelder hätten das Privileg eingebüsst, die Edlen zu sein, und einen Landvogt hätte es auch nicht mehr gebraucht. Die Frauenfelder wollten solche Revoluzzer nicht.

2) Die Stöbi im Hinterthurgau.

Wann sich die Stöbi im Hinterthurgau angesiedelt haben, ist nur von denen in Bronschhofen bekannt. Nach den Wiler Lehensbüchern und den Verträgen mit dem Fürstabt von St. Gallen hat 1471 ein Hans Stöbi-mel die niedere und obere Mühle in Bronschhofen als Erblehen käuflich erworben. Er hatte in seinem Betrieb einen Sohn, der ebenfalls Hans hiess und 1497 wieder durch Kauf die beiden Mühlen erworben hat.

Wann sich Hans Stöbi-mel, der Schneider, in Wängi niedergelassen hat, ist unbekannt. Dass sie aber verwandt waren und beide dem Müllergewerbe entsprossen sind, beweist der Name. Ob die Stöbi in ihrem freiheitlichen Denken vom Thurlindengericht beeinflusst waren, wissen wir ebenfalls nicht. Das aber wissen wir aus den Kaufbriefen und aus den Wiler Lehensbüchern, dass sie ihren Namen **Stöbi-mel** 1497 aufgegeben haben und sich von nun an **Stöbli-mel** nannten. Damit manifestierten sie, dass sie keine Schwaben mehr sein wollten. Der neue Name ist im Egnach entstanden als Nebenlinie der Stöbi gegen Ende des 13. Jahrhunderts (ca. 1275).

Die Freiheitsbewegung entstand wohl schon vor dem Schwabenkrieg und dauerte bis 1531. Sicher gab es zwischen den Frauenfeldern und dieser Freiheitsbewegung immer wieder Auseinandersetzungen. Besonders flackerten sie aber wieder auf, als die siebenörtige Eidgenossenschaft 1518 Bernhard Schiesser von Glarus als Landvogt in die Freigrafschaft entsandte. Von diesem schreibt Pupikofer, er habe den Stäubli von Wängi bedrückt. Und nicht nur diesen, sondern auch die von Bronschhofen. Das können wir der Tatsache entnehmen, dass sich der Fähnrich und seine Verwandten ausser Landes begaben, als bekannt wurde, dass Schiesser 1532 eine zweite Amtsdauer im Thurgau antreten würde. In Appenzell IR führen die Mannschaftsrödel 1531 in Lehner Rh. einen Stöbly an mit dem Spitznamen „die Schniderlis“ von Haslen. Stöbly, Diminutiv zu Staub. Stöbly ist aber kein Übername, wohl aber der entscheidende Spitzname: „Schniderlis“ von Haslen.

An dieser Stelle möchte ich einmal mehr deutlich machen, dass Stöbli mit Staub nichts zu tun hat.

Das kann auch durch die Heraldik – die bürgerlichen Wappenbilder – von damals nachgewiesen werden. Der Name Staub kam ins Spiel, als wohl Frauenfeld mit Landvogt Schiesser den Namen Stöbli auslöschte und durch Staub ersetzte. So hiess von dieser Zeit an die Stöbinshube im Egnach auch Staubishub. Von daher besteht kein Zweifel mehr darüber, dass der Fähnrich Stöbli von Wängi mit dem Begründer der Appenzeller Steuble-Linie identisch ist. Damit ist aber auch bewiesen, dass Pupikofer recht hatte mit der Bemerkung, Landvogt Schiesser habe den Stöbli von Wängi bedrückt.

Auch die Bronschhofer verlassen die dortige Mühle im gleichen Jahr und begeben sich ins Toggenburg nach Bütschwil, also ins Hoheitsgebiet des Fürstabtes von St. Gallen. Über Nutenswil begründen sie 1653 die Kirchberger Stäuble-Linie (Kirchberger Kirchenregister und Rodel) aus dem Steinhaus von Will über Lehen und Leibdinge mit folgendem Eintrag: „1531 kam die Mühle in andere Hände“.

3) Landvogt Schiesser

Nach dem historisch-biografischen Lexikon ist sein Geburtsdatum unbekannt. Gestorben ist er um 1549. Landvogt im Thurgau 1516 und 1530. Nach der Liste der TG-Landvögte soll er aber 1518 und 1532 der Vertreter der siebenörtigen Eidgenossenschaft gewesen sein. Die Daten differieren. Er war zudem Vertreter der katholischen Glarner auf eidgenössischen Tagsatzungen, erster und einziger Landvogt der Glarner in Neuenburg 1524. Er war ferner auch Ratsherr und Pannerherr im ersten Kappeler-Krieg 1529.

Worin die Schikanen bestanden, mit welchen er die Stöbli im Hinterthurgau vertrieben hat, wissen wir nicht. Es ist möglich, dass wir darüber im Stadtarchiv von Frauenfeld etwas finden werden. Sicher weiss ich, dass sich noch Akten über ihn im Staatsarchiv Glarus befinden.

4) Eine neue Stäubli-Kolonie im untern Thurgau

Schon während Frauenfeld – im Verein mit Landvogt Schiesser – die Stöbli aus dem obern Thurgau vertrieb, bildete sich ganz in der Nähe von Frauenfeld, nämlich in Gachnang, eine neue Stöbli-Sippe. Nach dem Horgemer Stammbaum von Dr. C. Stäubli von 1916, mussten 1467 drei Brüder Stöbli Horgen verlassen. Ihr Vater Heinrich, der 1420 nach Rüslikon kam und sich später in Horgen (Horau) niederliess, übergab seinem jüngsten Sohn Hans sein Landwirtschaftsgütchen. Da der Besitz Heinrichs nicht alle seine Söhne mit ihren Familien ernähren konnte, mussten sich diese auswärts eine eigene Existenz suchen und aufbauen. Der Sohn Heinrichs, wieder ein Heinrich, liess sich in Gachnang nieder (Dokument von 1481 aus der Gemeindelade des Pfarrhauses). Interessant ist, dass ein Enkel dieses Heinrich – abermals ein Heinrich – am Müsser-Krieg 1531 teilnahm (Mannschaftsliste), aber nicht am 2. Kappeler-Krieg. Die Reformation schlug in diesen Jahren hohe Wellen. Und die Teilnahme von Heinrich am Müsser-Krieg beweist, dass sich diese Stöbli-Sippe schon ganz an ihrem Anfang der Reformation angeschlossen hatte. An diesem Waffengang haben sich nämlich nur Evangelische beteiligt. Das Fernbleiben der Altgläubigen förderte auf evangelischer Seite den Verdacht, dass diese heimlich mit dem Castellan von Musso gemeinsame Sache machten – dies jedoch zu Unrecht – aber dieser Verdacht trug wesentlich dazu bei, dass es zum 2. Kappeler-Krieg kam.

5) Frauenfeld

Aus dem bisherigen Verlauf der Geschichte wird deutlich, dass Frauenfeld für den fünfihundertjährigen Untertanenstatus der Landgrafschaft Thurgau verantwortlich ist. Auch unsere Familie – die sich auf eine andere Familienlinie gründete – wusste von diesen Dingen nichts, bis die Familien-Forschung auf sie stiess. Unser Familienzweig, dessen Gründer jener Heinrich von Horgen war, kam in keine Spannung mit Frauenfeld. Sie führten in Gachnang, Islikon und auf Bewangen-Zürich ein bescheidenes Bauern-Dasein.

6.4 Der Geist im Wolfisgraben bei Leidikon

Die nachfolgende Sage entstammt dem Buch "Sagen aus dem Fricktal" von Traugott Fricker/Albin Müller. Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde. (3. Auflage von 1987) Ort der Handlung ist die Mühle von Leidikon im Sulztal, wo unser Vorfahre Barthli Stöblyn als Fronmüller tätig war



Die Mühle von
Leidikon
(aufgenommen in den
90er Jahren)

Vom Weiler Leidikon gegen Westen zieht sich ein enger, in den weichen Kalk tief eingefressener Krachen, der wilde Wolfisgraben. Wer über Gehürst und Steine in ihn eindringt, steht plötzlich einer Felswand gegenüber, von der ein dünner Wasserfaden herunterrieselt. Das ist der Geisterfelsen; dort ist es seit alter Zeit nicht geheuer.

In der Mühle zu Leidikon diente vor vielen Jahren ein junges Knechtlein. Es war das Kind einer armen Mutter und hielt sich fleissig und anständig, so dass ihm der alte Müller bald sein ganzes Hauswesen anvertraute. Das war unklug, denn nun erwachte in dem jungen Manne die Habsucht, und aus dem getreuen Knechte ward mit der Zeit ein gefährlicher Dieb. Der mengte den Kunden Gips ins Mehl, gab ihnen zu wenig Gewicht und betrog sie auf alle Art und Weise. Er ruinierte das Geschäft des Meisters so, dass dieser in Schulden geriet und schliesslich um Hab und Gut kam. Nun übernahm der Knecht das Anwesen. Den einen Teil des Kaufpreises erlegte er aus dem durch seine Betrugereien gewonnenen Gelde, und den andern hoffte er aus dem Vermögen eines Mädchens nachzuzahlen, um das er gerade freite. Sowie er die begehrte Frau bekommen hatte, sann er auf alle möglichen Streiche und Plagen, um ihr das Leben zu verleiden. Wenn sie im Wochenbett lag, streute er ihr Erbsen ins Bett, und wenn sie aufstand, auf die Stiege, damit sie zu Tode stürze. Je eher sie gestorben wäre, um so rascher wäre er in den Alleinbesitz ihres Vermögens gekommen, das jetzt noch bei der Verwandtschaft lag. Gleichwohl überlebte sie ihn; denn da er auch jetzt seine früheren Betrugereien forttrieb und allen Kunden das Mahlkorn veruntreute, erging es ihm wie seinem Meister, und in kurzer Zeit war die Mühle wieder völlig gemieden. Der Verdruss darüber brachte ihm den Tod.

Die Familie glaubte, mit seinem Ableben des Unfriedens los zu sein, und suchte durch Redlichkeit und Fleiss das gesunkene Vertrauen wieder zu gewinnen. Zwei rüstige Söhne übernahmen das Geschäft. Aber sie sahen sich getäuscht. Schon in der zweiten Nacht nach des Müllers Tod gewahrte der eine Sohn, wie der Verstorbene in schrecklicher Gestalt zwischen den Mahlgängen hin- und herschwankte. Aber damit war es noch nicht genug. Der Unhold hemmte und störte die Arbeit. Er leitete das Wasser vom Mühlekännel so schlau und verborgen ab, dass es nicht geringer Zeit und Mühe bedurfte, um es wieder zu fassen und das stockende Werk neu in Gang zu bringen; er

vermengte das Mehl mit dem Krüsch und trieb sonst allerlei Schabernack. Nun ging, mit Zustimmung der Familie, ein Sohn nach Muri und holte aus dem dortigen Stift einen Benediktiner herbei, der den gefährlichen Gast beschwören sollte. Dieser aber wich nicht, sondern erhob im Gegenteil gegen den beschwörenden Mönch die beschämendsten Vorwürfe. Man rief daher noch einen zweiten Geisterbanner herbei, diesmal aus dem Kapuzinerkloster Laufenburg. Als der Geist merkte, dass diesem wirklich Gewalt und Recht zustehe, ihn auszujagen, so begann er zu unterhandeln.

Er versprach zu weichen, verlangte aber die Gewähr, sich dem Hause alljährlich um einen Mannestritt nähern zu dürfen. Der Kapuziner fand das nicht ganz verwerflich, beschränkte es aber doch auf jährlich einen Hahnenschritt. Hierauf wurde der Unhold in ein Schoppenglas hineinbeschworen, und sein Sohn trug ihn hinaus in den Wald. Auf dem Weg wurde das Glas immer schwerer, so dass er wiederholt sich niedersetzen musste. In der Höhle in der Felswand im Wolfisgraben versenkte er das Gefäss und verschloss den Eingang mit einer Glasscheibe. Von da an sah man nachts oft in der Höhle ein Licht brennen und den Geist in Gestalt einer Kröte daneben sitzen.

Ein junger Bursche forderte ihn einst heraus. Es erschien zwar nichts, nur ein fürchterliches Ächzen und Stöhnen liess sich vernehmen. Am folgenden Tag hatte der Bursche einen Kopf wie ein Kürbis aufgeschwollen, und diese eklige Verunstaltung ist ihm seiner Lebtage geblieben. Ein anderer ging vor die Höhle, streckte den Kopf hinein und rief: «Geist, komm heraus, wenn du etwas bist!». Der Bursche bekam auf der Stelle einen so geschwollenen Kopf, dass er ihn nicht mehr herausziehen konnte und elend zugrunde gehen musste.

Ein alter Mann berichtet, wie sein eigener Vater einmal im Mondschein in dem Mühlensteig pflügte. Auf einmal kam ein hagerer, schwarzgekleideter Mann vom Graben her und lief immer ein paar Schritte hinter dem Pflug der Furche entlang. Als er beim Wenden sogar bei den Pflugochsen stehen blieb und diese über den Rücken streichelte, bekam der Bauer Angst und rief: «Willst du Gutes, so rede, willst du aber Böses, so schweige!». Statt der Antwort erhielt er aber eine solche Ohrfeige, dass seine Kappe weit wegflog. Darüber war der Geist verschwunden. Er ist jetzt dem Dorfe schon ziemlich näher gekommen, und bereits habe man ihn als schwarzen Hund bachaufwärts flotschen sehen. Wenn er einmal das erste Haus erreicht hat, ist der Weiler Leidikon ganz in seiner Gewalt.



St. Niklausenkapelle in
Leidikon

1753 gestiftet von
Bernhard Stäuble

Nachwort: Wo sind sie geblieben?

Nicht alle Nachfahren des ersten „Stöb“ haben so historische Spuren hinterlassen, wie unser Landjunker oder Fähnrich, dennoch dürfen wir recht stolz sein auf viele unserer Vorfahren.

Nachdem der Autor der vorliegenden Schrift – Hermann Stäubli aus Winterthur – im Juli 1999 durch eine heimtückische Krankheit an der Vollendung seines Werkes gehindert wurde, muss die Arbeit zwangsläufig als **„ein unvollendeter Versuch“** betrachtet werden.

Dank moderner Technik können wir feststellen, dass heute in der Schweiz über 800 Familien den Namen Stäubli, Stäuble oder Steuble tragen. Auch im Ausland, vor allem in Amerika, wohin sie in den Hungersjahren nach 1850 auszogen, lebt eine unbekannte Anzahl unserer Namensbrüder und Schwestern.

Bei der Lektüre dieser Schrift haben wir vieles über unsere Ahnen erfahren. Viele Leser können ihre Stammbäume bis zu den Ur-ur-Grosseltern zurückverfolgen. Da aber als genealogische Quelle viele Kirchenbücher vor 1800 Bränden zum Opfer fielen, gibt es immer wieder „die grosse Lücke“ und so wird uns auch vieles vorerst verborgen bleiben.

Die Schweizerische Stäubli-Forschung versucht aber, die eine oder andere Lücke zu schliessen und neue Erkenntnisse aufzustöbern.

Archive - Literatur - Quellen

- Wolfgang Hartung (Süddeutschland in der frühen Merowingerzeit)
 Dr. D.F. Weinland, Esslingen , Kuning Hartfest , (1878)
 Josef Carl Grund, Ex libris , Verlag Löwes, Bayreuth
 Prof. Josef Karlmann Brechenmacher , "die Staib "
 Lexer Matthias, 1830-1892, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch (33.Auflage 1969)
 Kluge Friederich, 1856-1926, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (1967)
 Stumpf Carl, 1848- 1936, deutscher Philologe, Spezialgebiet: Sprachlaute
 Hermann Griebel, Mössingen , Brief in der Sammlung Stäubli-Henking, W`thur
 Dr. phil. Philipp Egger-Perler, Namensschichtung und Besiedlungsschronologie zwischen
 Konstanz und St. Gallen, Dissertation Uni-Basel , 1992
 Peter Traxler - Urs Tiefenauer, Gemeindechronik/Ortsgeschichte von Oberbüren
 TT-Verlag in Wil, (1988)
 PD Dr. med. Carl Stäubli, Basel/Horgen , Geschichte der Familie Stäubli (1916)
 Prof. Dr. Friederich Hegi, Der Glückshafenrodel des Freischiessens zu Zürich 1504
 2 Bände (1942)
 Johan Adam Pupikofer, Thurgauer Staatsarchivar, Geschichte der Landgrafschaft
 Thurgau, 2 Bände, (1889)
 Viktor Schobinger, Alfred Egli, und Hans Kläui, «Zürcher Familiennamen»
 herausgegeben von der Zürcher Kantonalbank Zürich (1994)
 Dieter Geuenich, Geschichte der Alemannen, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart-
 Berlin-Köln, Urban Taschenbücher, Bd. 575 , (1997)
 Dr. Werner Rothweiler, Magdener Dorfchronik (2003), Vorabdrucke in Rundbriefen
 Traugott Fricker / Albin Müller, "Sagen aus dem Fricktal", Fricktalisch-Badische Ver-
 einigung für Heimatkunde, 3.Auflage (1987)
 Historisch-Biografisches Lexikon der Schweiz (HBLS) 7 Bände (1921 - 1934)
 Thurgauische Beiträge zur Vaterländischen Geschichte , Das Freigericht Thurlinden ,
 Heft 103 (1966)
 HELVETIA SACRA Abteilung 1 Band 2: Erzbistümer und Bistümer (2 Bde) (1993)
- Staatsarchiv des Kantons Aargau in Aarau
 Staatsarchiv des Kantons Thurgau in Frauenfeld : Thurgauisches Urkundenbuch TUB:
Dritter Band: Nr. 345, 1255 **Fünfter Band:** Nr. 2141, 1353 (8.Januar)
 Eugen Nyffenegger und Oskar Bandle: „Die Siedlungsnamen des Kantons Thurgau“
Staubishueb 1207 Verlag Huber Frauenfeld, 2003 (2 Bände)
 Verzeichnis der erhaltenen Dokumente zum **Bischofsarchiv Konstanz** in der
 Sammlung des Thurgauischen Staatsarchivs, Frauenfeld
 Bischofsarchiv Konstanz in Konstanz
 General Landesarchiv in Karlsruhe
 General-Landesarchiv in Stuttgart